

500 Jahre

1520–2020

Rüstersiel

Ein Sielhafenort feiert Geburtstag





Die Straße durch den Sielort in den 1930er Jahren (Foto: WZ-Bilddienst)

Inhaltsverzeichnis

Rüstersiel – Ein Sielhafenort feiert Geburtstag	3	Februarflut 1962 in Rüstersiel	19
Grußwort Siemtje Möller (MdB)	4	Navigieren nach Geschmack	25
Grußwort Oberbürgermeister Carsten Feist	5	Bilder aus meiner Kindheit und Jugend in Rüstersiel	28
Hinter dem Deich	6	Daten zur Geschichte Rüstersiels	36
Kindheit und Jugend in Rüstersiel	8	Rüstersiel hatte mal eine Hochschule	39
Kleine Geschichte des Sielhafenortes Rüstersiel	10	Schatzsuche auf Mellum	49
Ein Sielwärter erzählt	18	Rüstersiel aus der Sicht eines Zugezogenen	52

Rüstersiel – Ein Sielhafenort feiert Geburtstag

„Rüstersiel war für das oft unruhige Wilhelmshaven eine Insel der Ruhe und Beschaulichkeit. Hier sprach man noch platt, hier gab es keine hohen Häuser, hier war alles viel gemüthlicher“, schrieb 1964 der Wilhelmshavener Journalist und Heimatschriftsteller Hermann Ahner und charakterisierte damit den Sielhafenort Rüstersiel, der im Jahr 2020 auf eine 500jährige Geschichte zurückblicken kann.

Verglichen mit den „ehemaligen Nachbarn“ in der gerade mal 150 Jahre alten Stadt Wilhelmshaven ist dieses zwar eine stolze Zahl, jedoch bedarf es für den Nachweis einer 500jährigen Geschichte schon einiges an „historischer Großzügigkeit“: Kniphausersiel/Rüstersiel gehört zu den zahlreichen Siedlungen, für die es keine Gründungsurkunde, keinen Eintrag in einem Kirchenbuch, (eine eigene Kirche besaß dieser Ort nie), aber auch kein „amtliches“ Schriftstück gibt, das Auskunft geben könnte über ein genaues Datum, einen genauen Ort, auf den die Bürger des Ortes in der Gegenwart stolz verweisen könnten. Einzig eine Jahreszahl ist in den Archiven vermerkt, die mit dem Jubiläum im Jahr 2020 in Verbindung gebracht wird. Das Jahr 1520.

Doch dazu mehr im Artikel über die „Kleine Geschichte des Sielhafenortes“ und den dazu gehörenden Datenüberblick.

1995 – vor 25 Jahren – erschien zur 475-Jahr-Feier Rüstersiels eine sog. Festschrift mit dem Titel „Rüs-

tersiel feiert“. Das fast 160 Seiten umfassende Buch – herausgegeben von der „Arbeitsgemeinschaft 475 Jahre Rüstersiel“ – fand mit seinen zahlreiche Texten zur älteren und jüngeren Geschichte des Sielhafenortes weithin Anerkennung und Beachtung.

„Nur“ 25 Jahre später zum 500. Geburtstag hat sich das Organisationsteam entschieden, – abgesehen von einem kurzen historischen Rückblick – den inhaltlichen Schwerpunkt einer kleinen Broschüre vor allem auf die vergangenen 60 Jahre zu legen. Zu Wort kommen Verfasser von Texten, für die ihre in Rüstersiel verbrachten Jahre von besonderer Bedeutung in ihrem Leben gewesen sind. Neben einem Artikel über die Februarflut 1962, der daran erinnern soll, dass die Bewohner des Sielortes auch in der Gegenwart nur durch einen Deich vom „Blanken Hans“ getrennt sind, finden sich auch in diesem Heft einige Schmunzel-Geschichten über Menschen, die vor unserer Zeit hier in Rüstersiel gelebt haben.

Im einstigen Sielhafenort sind über das gesamte Jubiläumsjahr 2020 verteilt zahlreiche Veranstaltungen geplant. Mögen sie mit dazu beitragen, dass alle Rüstersielerinnen und Rüstersieler ebenso wie ihre Gäste den eingangs von Hermann Ahner umschriebenen Eindruck von Rüstersiel auch im Jahr 2020 noch teilen können.

Rüstersiel, im Januar 2020
Bernd Coldewey

Grußwort

Sehr geehrte Damen und Herren,
Liebe Rüstersielerinnen und Rüstersieler,

als Schirmherrin des 500. Geburtstags von Rüstersiel möchte ich Ihnen zuerst einmal meine herzlichsten Glückwünsche aussprechen. 500 Jahre sind eine stolze Zeit, die wir entsprechend würdigen sollten.

Mit diesen 500 Jahren verbinden wir eine bewegte Geschichte. 1520, damals war einiges anders als wir es heute kennen. Deutschland war damals noch Teil des Heiligen Römischen Reichs, Magellan umsegelt die Welt und der italienische Maler und Baumeister Raffael verstirbt.

Aber auch im heutigen Rüstersiel war zu der Zeit schon einiges los. Heute wird 1520 als Gründungsjahr des Ortes Kniphauersiel, dem heutigen Rüstersiel, angenommen. Zwar standen 1520 wohl noch keine Häuser am Siel, um sie herum entstanden jedoch in den darauffolgenden Jahren zahlreiche wirtschaftliche Aktivitäten. Und diese halten, wie wir alle wissen, bis heute an.

Auch mit der Marine, die mich als stellvertretende verteidigungspolitische Sprecherin meiner Fraktion und Berichterstatterin für die Marine tagtäglich beschäftigt, ist Rüstersiels Geschichte eng verbunden. Bis 1994 war im ehemaligen Hochschuldorf, an dessen Standort heute Wohnhäuser stehen, das Marineunterstützungskommando untergebracht. Dieses wurde dann abgezogen, aber bis heute ist die Druckerei in Rüstersiel ansässig. Rüstersiel ist also nicht nur eng mit der Historie der Stadt Wilhelmshaven, sondern damit einhergehend eben auch mit der Geschichte der Marine hier vor Ort verbunden. Umso mehr freut es mich, dass ich als Schirmherrin dazu beitragen kann Rüstersiel im Jubiläumsjahr in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu rücken.

Orte wie Rüstersiel verbinden viele Menschen aber auch mit ihrer ganz eigenen Geschichte. Sie sind hier geboren, aufgewachsen oder haben vielleicht Verwandte, die hier gewohnt haben oder immer noch wohnen. Und viele, auch wenn sie heute vielleicht woanders leben, wird es sicher in diesem Jubiläumsjahr zurück hierher ziehen. Auch wenn Rüstersiel heute ein Teil von Wilhelmshaven ist, so hat es doch noch seinen ganz eigenen Charme beibehalten. Die Menschen leben gerne hier und wissen das Miteinander zu schätzen. Deshalb meine Bitte an Sie alle: Bleiben Sie sich treu und setzen sich weiterhin gemeinsam für Ihr Rüstersiel ein. Gemeinsam sind wir stark und können viel schaffen und erreichen.

Ich bin froh und glücklich, dass so historische Orte wie Rüstersiel zu meinem Wahlkreis als Bundestagsabgeordnete gehören und ich für dieses besondere Jubiläum als Schirmherrin fungieren darf. Zahlreiche Veranstaltungen sind aus diesem Anlass geplant und ich bin schon heute sehr gespannt, was Sie alle sich haben einfallen lassen.

Ich freue mich, viele von Ihnen im Rahmen des Jubiläumsjahres zu treffen. Auf die nächsten 500!



Siemtje Möller

Mitglied des Deutschen Bundestages



Grußwort

Der 500. Geburtstag Rüstersiels ist ohne Frage ein bedeutendes Ereignis für unsere Stadt. Zu diesem besonderen Jubiläum darf ich im Namen von Rat und Verwaltung der Stadt Wilhelmshaven dem Stadtteil und seinen Bewohnerinnen und Bewohnern die herzlichsten Glückwünsche übermitteln! Wenn Rüstersiel sprechen könnte, dann hätte es uns einiges zu erzählen aus seiner langen Geschichte:



Der ehemalige Sielhafen hatte ursprünglich eine große Bedeutung für die Region und erlebte während der Kontinentalsperre 1806 seine Blütezeit. Erst durch die Dampfschiffahrt im 19. Jahrhundert verlor der Handelshafen an Attraktivität. Doch man orientierte sich neu und 1911 begann die Ära des „Nordseebades Rüstersiels“, die erst 1939 endete, als durch eine Sturmflut sämtliche Strandanlagen zerstört wurden. In den Jahren von 1949 bis 1962 war Rüstersiel gar Sitz der Hochschule für Arbeit, Politik und Wissenschaft, ehe diese nach Göttingen verlagert wurde. Das Fort Rüstersiel hat längst aufgehört, militärischen Zwecken zu dienen und beherbergt heute das Institut für Vogelforschung – Vogelwarte Helgoland. Anstelle des einstigen Handelshafens ist 2009 nach umfangreichen Bau- und Restaurierungsmaßnahmen ein idyllischer Seglerhafen entstanden, der gern auch von auswärtigen Gästen genutzt wird. Dem Pächter ist es gelungen, etwas von dem zu bewahren, was einst den Hafencharakter des Sielortes Rüstersiel ausgemacht hat.

Die dörfliche Atmosphäre und das maritime Ambiente des alten Sielhafens machen wohl das Besondere des Stadtteils aus. Rüstersiel ist einer der Wilhelmshavener Stadtteile, der sich vor allem in den letzten Jahren rasant entwickelt und dennoch im Bereich Alt-Rüstersiels den Charakter des traditionsreichen Sieldorfes weitgehend bewahrt hat. Aus Rüstersiel ist mittlerweile ein begehrtes Wohngebiet für Familien mit Kindern geworden. Ein Ortsteil, in dem sich die Menschen engagiert für die Gemeinschaft einbringen.

Unter Federführung der Gemeinschaft Rüstersiel und des Fördervereins Gemeinschaftsplatz Rüstersiel e.V. haben Bürgerinnen und Bürger ein umfangreiches und interessantes Programm zusammengestellt, das sich über das ganze Jahr erstreckt. Das breite bürgerschaftliche Engagement, von dem das Jubiläumsjahr getragen wird, erfüllt mich mit außerordentlicher Freude. Es ist ein Zeichen des Zusammengehörigkeitsgefühls, das unser Gemeinwesen, die gesamte Stadt wie auch ihre Stadtteile prägt. Das ist der beste Garant für die weiterhin glückliche und erfolgreiche Entwicklung Rüstersiels.

Stadt Wilhelmshaven

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Carsten Feist'. The signature is stylized and fluid, written over a light-colored background.

Carsten Feist
Oberbürgermeister

Hinter dem Deich

Helmut Popken †

Der folgende Textauszug aus dem Jahr 1958 gehört zur Einleitung eines im Schulunterricht verwendeten Leseheftes mit dem Titel: „Hinter dem Deich“. Der Verfasser Helmut Popken (1917–2008) war lange Zeit Rektor der Volksschule Rüstiersiel. Zahlreiche von ihm verfasste Texte wurden in der Jugendschriftenreihe „Kind und Welt“ veröffentlicht. Kindgerecht beschreibt Popken im o.g. Leseheft in verschiedenen Kapiteln Ereignisse, die die Schulkinder, die „kleinen Leute hinter dem Deich“, im Sielhafenort Rüstiersiel der 1950er Jahre erlebt haben.

Liebe Kinder!

(...)

An der Nordseeküste gibt es viele kleine Sieldörfer. Das sind Wohnsiedlungen der Küstenfischer, die immer dort gebaut wurden, wo ein Siel durch den Deich führt. Zunächst waren diese Deiche noch recht niedrig und schwach. Heute aber sind sie hoch und stark und schützen die kleinen und großen Leute, die hinter dem Deich wohnen.

Ein Siel ist ein großer Entwässerungsgraben, der weit in das tiefliegende Marschenland führt. Das Wasser fließt durch die geöffneten Sieltore in den Sielhafen, der vor dem Deich auf der Seeseite liegt, und dann weiter ins Meer. Im Hafen liegen die Boote der Fischer, mit denen sie zum Fischfang auf das Meer hinausfahren.

Von einem solchen Sieldorf will ich euch erzählen.

Ihr meint vielleicht: Was kann man schon von einem solch verlassenem Nest erzählen! Da gibt es doch in der Stadt mehr zu erleben!

Aber ihr irrt Euch. Ich kann euch verraten, dass vor allem die kleinen Leute hinter dem Deich, die Kinder, sehr viel erleben. So viel, dass sie gar kein Verlangen danach haben, in die große Stadt zu kommen.

Das wäre gar nicht schwer für sie, denn eine große Stadt ist in fast hundert Jahren um dieses Sieldorf herumgewachsen. Aber das Sieldorf ist doch abseits liegende geblieben.

Wohl sind die Väter der kleinen Leute keine Fischer mehr. Sie haben alle einen Arbeitsplatz in der nahen großen Stadt.

Die Welt der kleinen Leute aber ist der Deich, der Sielhafen, der Groden – das ist das Wiesenland vor dem Deich – und alles, was dazugehört, geblieben. Aber noch etwas muss ich erzählen. Vor 30 Jahren (1928 Anmerkung B.C.) begann unser kleines Sieldorf zu wachsen.

Der Außengroden, das Land vor dem alten Deich, wurde damals eingedeicht. Ein neuer Deich wurde gezogen und viel Land dadurch gewonnen.

Auf diesem neuen Land wurden neue Siedlungsdörfer gebaut. Heute ist dieser Teil des Dorfes, die Siedlung, größer als das alte Dorf. Schöne Gärten und grüne Hecken schmücken die Häuser und Straßen. Die Hauptstraße führt aus dem alten Dorf hinaus bis an den neuen Deich.

Über eine Steintreppe kommt man auf den Deich. Von dort sieht man das Wasser der Nordsee bei Flut und das schwarzglitzernde Watt bei Ebbe, wenn das Wasser weit zurückgegangen ist.

So sieht es hier aus, und in dieser Umgebung spielen die Geschichten von den kleinen und großen Leuten hinter dem Deich. Das Sieldorf heißt Rüstiersiel, und

die große Stadt, die im Bogen um das Dorf herumgewachsen ist, heißt Wilhelmshaven. Seht euch auf der Karte an, wo unser Sieldorf liegt.

(...)

(Auszug aus: Helmut Popken, Hinter dem Deich, Heft 9 der Jugendschriftenreihe Kind und Welt, Matthiesen Verlag Lübeck und Hamburg, o.J.)



Nordseebad Rüstiersiel: „Fußweg hinter dem Deich“ (Postkarte)

Olaf Büttner – Kindheit und Jugend in Rüstiersiel

„Aufgewachsen bin ich im ehemaligen Hochschuldorf. Acht Doppelhaushälften waren das, inklusiv der damals ewig dort wohnenden acht gleichen Familien. Ein bisschen versteckt vom übrigen Rüstiersiel war diese Sackgasse in den 1960er Jahren noch kaum asphaltiert. Aber es hatte ja damals noch nicht jeder ein Auto, die Zeiten ändern sich.

Unsere Straße war ein wunderbarer Mikrokosmos innerhalb Rüstiersiels. Jeder in unserer Straße kannte natürlich jeden, egal wie alt oder jung. Wir Kinder wuchsen zusammen auf, ein deutlicher Hauch Bullebü wehte über allem. Noch immer weiß ich jeden einzelnen Namen. Und manchmal, nach vielen Jahren Abwesenheit, laufen mir heute in Wilhelmshaven alte Bekannte aus dieser Zeit über den Weg, viele seit damals nicht gesehen: Jürgen, Doris, Ecki, Rüdiger oder zuletzt Heidrun – von der guten alten Elsbeth ganz zu schweigen, zu der der Kontakt aber nie abgebrochen ist. Allein schon wegen ihrer drei Söhne Holger, Frank und Ingo, die aller-allerbesten Freunde meiner Kindheit, die leider schon nicht mehr leben.

Aber damals, in den 60ern, da lebten sie. Und wie sie lebten! Kein Tag ohne stundenlanges wildes Kicken auf unserer Straße. An der Ecke auf dem Weg zu Gärtner Fass oder auf dem damaligen Rüstiersieler Schlacke-Schulhof dribbelten und kickten wir wie die Wahnsinnigen und schossen Tore am Fließband. Mit dabei Holger, Ingo, Frank, Lothar, Luis, Bernd, Dieter, Jörn oder Jungs aus „Rest-Rüstiersiel“ wie Lothar oder Ernsti.

Wie oft haben wir als Jungs den damals noch nicht industriell erschlossenen Rüstiersieler Groden durchstreift, immer auf der Suche nach dem Abenteuer. Der Groden, damals eine große Fläche trockengelegten Watts zwischen zwei Deichen. Sträucher wuchsen dort und hohe Gräser. Auch dort haben wir Fußball gespielt, selbst gebaute Drachen steigen lassen, Zelte aufgebaut, heimlich Zigaretten gequalmt...

Rüstiersiel war damals für sich ein eigenes Dorf im Herzen Wilhelmshavens mit ganz eigenem Charme. Es gab hier zwei Supermärkte: Teleshop und Konsum. Und zwei Schlachter: Rohrmann und Wolf, mit Siemens und Ommen auch zwei Bäcker. Zwei Friseure, einer davon Schmid und natürlich unsere berühmten beiden Kioske: die „Blaue Bude“ und die „Neue Bude“. Kohlenhändler hatten wir mit Pieper nur einen (aber den hatten wir immerhin), direkt neben Siemens. Dafür mit Gawel und Hicken wieder zwei Gemischtwarenläden im Ortskern, bei Hicken kriegte man sogar frische Milch aus großen Bottichen. Zwei Banken: OLB und Sparkasse. Aber nur eine Post, Später bei Frau Gonschor zuhause, und Fass war die Gärtnerei. Eine Dorfschule gab es und mit „Namken“, „Nordseeperle“ und „Altem Friesen“ gleich drei Kneipen. Neben dem „Sielkrug“ war ein Kino und es gab große Weihnachtsfeiern für uns Kinder.

Die Rüstiersieler Volksschule, damals noch in einer Baracke. Bis heute kenne ich die Namen alle Lehrerinnen und Lehrer: Zuerst das nette und hübsche Fräulein Dirks, die leider sehr schnell und sehr jung

verstarb, dann die „strenge“ Frau Benjamins und die noch „strengere“ Frau Koppka. Für die Älteren gab's „Techi“, Hans Tegtmeyer, ein echtes Original, vor dem fast alle ein bisschen Schiss hatten.

In der Vierten kriegten wir Horst Eggerichs, einen jungen Lehrer mit viel frischem Wind, den alle toll fanden. Und dazwischen, in der dritten, war da Herr Popken, auch Rektor der Schule. Genau wie alle anderen sehe ich ihn noch vor mir: Grauer, etwas schicker Anzug, immer mit Krawatte, im Winter mit Hut und dunklem Mantel. Er fuhr einen roten „Rekord“. Zurückgekämmtes, graumeliertes Haar, Hamburger Akzent. Er liebte Rüstertiel und erzählte uns viele Geschichten aus Vergangenheit und Gegenwart des ehemaligen Dorfes inmitten von Wilhelmshaven. Und das Wichtigste war: Er schrieb diese Geschichten auf, veröffentlichte Bücher und las uns daraus vor. Ich war hin und weg! Das wollte ich auch mal: Geschichten schreiben, die ganze Bücher füllten und dann daraus vorlesen. Eine unglaubliche Vorstellung, ein echter Traum, der mich genauso faszinierte wie ein bisschen später der Gedanke, wie Norbert Busch, umjubelter TSR-Außenstürmer zu werden. Während das mit dem Fußball sich dann aber schnell relativierte, ist das mit den eigenen Büchern irgendwie immer geblieben. Über Google fand ich neulich ein kleines, gebrauchtes Büchlein von 1963: „Hinter dem Deich. Für Kinder des vierten bis siebten Schuljahres“, erzählt von Helmut Popken. Tatsächlich gab es nur noch dieses eine Exemplar und jetzt liegt es vor mir: Geschichten vom alten



Dorfstraße Rüstertiel 1964 (Foto: Archiv Coldewey)

Rüstertiel: Maade, Segelhafen, neue Landgewinnung, gebrochener Deich, Schafe in Not. Vom alten Schleusenwärter Enno Janßen und von Piraten. Damals habe ich beschlossen, Schriftsteller zu werden.“

In diesem Sinne: Danke, Helmut Popken. Und danke Rüstertiel! Meine Kindheit und Jugend hier war eine phantastische Zeit. Heute wie damals ist Rüstertiel eine ganz besondere Perle inmitten einer ohnehin schon schönen Stadt am Meer.

Olaf Büttner, Jahrgang 1956, Autor zahlreicher Romane und Erzählungen für Erwachsene und Jugendliche, ist „Rüstertieler mit Leib und Seele“. Seine Arbeiten erscheinen auch in Anthologien großer Verlage und in Schullesebüchern. In zahlreichen Kolumnen, die seit 2006 regelmäßig in der Wilhelmshavener Zeitung veröffentlicht werden, erinnert er sich immer wieder gerne an seine Kindheit und Jugend in Rüstertiel.

„Kleine Geschichte“ des Sielhafenortes Rüstersiel

Der Bau eines Deiches als Bezugsjahr für das Jubiläum

Man schreibt das Jahr 1520, als endlich die Arbeiten an einem großen Deichbauprojekt an der Westküste der Jade zum Abschluss gebracht werden können: Von nun an verschließt ein 3 m hoher Abschlussdeich den Meerestrichter der etwa 8 km breiten Maadebucht. Beginnend im heutigen Alt-Voslapp ist die Deichlinie weitgehend identisch mit dem Verlauf der heutigen Möwenstraße und längeren Abschnitten der Freiligrathstraße. Sie endet im Stadtteil Heppens etwa auf Höhe der Observatoriumswurt. Hunderte Hektar Land wie zum Beispiel der Fedderwarder Groden werden durch den Bau des Deiches gesichert und können nach und nach besiedelt werden.

Ein einfacher hölzerner Sielbau – unweit der später dort errichteten Hofstelle „Kreuzelwerk“ – leitet von nun an das Regenwasser aus dem Land hinter dem Deich ins offene Meer. Dieses 1. Kniphauser Siel regelt für immerhin 50 Jahre die Entwässerung des neu gewonnenen Landes, bis eine verheerende Sturmflut zu Allerheiligen 1570 die mühsamen Erdarbeiten der Menschen wieder zunichte macht. Sie zerstört den Deich und die Sielanlage und überflutet erneut das dahinter liegende Land. Im Rahmen des Wiederaufbaus der Deichlinie im darauffolgenden Jahr verlegt man den Deich und das neue Siel nun um rund 500 Meter weiter nach Osten. Dieses 2. Kniphauser Sielbauwerk, im heutigen Rüstersiel etwa zwischen der ehemaligen Villa Haake – schräg

gegenüber der Stadtbäckerei Siemens – und dem mehrstöckigen Haus der Familie Schmid gelegen, bildet den Kern einer Siedlung, die sich im Laufe der nächsten Jahrzehnte um eben jenen „Durchlass im Deich“ entwickelt.

Entstehungsbedingungen eines Sielhafens

Im Unterschied zu zahllosen anderen Orten, deren Entstehung z.B. auf eine Furt im nahen Fluss, auf die Nähe zu einer Burg oder die Nähe zu einer Kreuzung zweier Handelswege zurückzuführen ist, markiert bei den Sielhafenorten also das ins Meer abfließende Regenwasser den Ort der Entstehung einer Siedlung bzw. eines Handelsplatzes.

Um diesen Sachverhalt zu verstehen, muss man sich bewusst machen, dass die Spülkraft des auf der Binnenseite des Deiches aufgestauten Wassers im Laufe der Jahre eine häufig bereits vor dem Deich bestehende Abflussrinne im Watt zunehmend vertiefte. Diese als „Priel“ bezeichnete Rinne bildete bald das dann mit Pricken gekennzeichnete natürliche „Fahrwasser“, welches von Schiffen auf ihrem Weg von und zur offenen See genutzt werden konnte. Eine hölzerne Kaje im sog. Außentief ließ einen Hafen entstehen und ermöglichte nun an dieser Stelle den Warenumschat.

Nach Regenfällen sind die damals noch unbefestigten Wege in der Marsch häufig unpassierbar und

erschweren den Land-Transport von Gütern über größere Entfernungen. Dieses erklärt, warum der größte Teil des Handels mit Waren im nordwestdeutschen Küstengebiet vor allem über die Sielhafenorte erfolgt, die bald als lokale Versorgungszentren gelten.

Kniphausersiel

Im Ort Kniphausersiel lassen sich bald Handelsunternehmen nieder. Neben den Wohnhäusern wird direkt am Hafen ein mehrgeschossiges Lagerhaus („Packhaus“) errichtet, in dem die hier umgeschlagenen Waren zwischengelagert werden.

Das benachbarte Gebäude der Waage (gebaut 1594) dokumentiert die Absicht der Kniphauser Regierung, den Hafenumschlag auch als Einnahmequelle zu nutzen. Schließlich haben die bis dahin wichtigen Häfen wie der von Schaar durch den Bau des Maadedeichs keinen direkten Zugang mehr zur See. Für die Kaufleute aus Schaar ist der Hafen von Kniphausersiel nun ein neuer Umschlagplatz. Angelandete Waren aus anderen Nordseehäfen, Erzeugnisse aus den Manufakturen Englands, aber auch Obst und Gemüse aus dem Alten Land werden hier gewogen und je nach Warenart und -gewicht mit einer Abgabe belegt. Das gilt auch für die umfangreichen Importe von Bauholz aus Skandinavien.

Angesichts schlechter werdender Entwässerungsbedingungen des Kniphauser Sieles, aber möglicherweise auch, um sich von der Kontrolle der Kniphauser über den Binnenwasserhaushalt zu be-

freien, beschließt die Gemeinde Rüstringen auf der Südseite der Maade schon 1607 ein eigenes Siel zu bauen, das sich etwa in Höhe des heutigen Standortes des Ehrenmals befindet. Die Rüstringer graben ein neues Binnen- und Außentief, sodass im Bereich der heutigen Straßenbrücke über die Maade neben dem Hafen Kniphausersiel mit Rüstringersiel ein weiterer Sielhafen entsteht, der hinsichtlich der Lage in etwa mit dem heutigen Hafen identisch ist. Die zwei gegrabenen Mündungsarme der Maade ermöglichen dabei für einen Zeitraum von 18 Jahren die Existenz von zwei Sielhafenorten mit regem Schiffsverkehr in unmittelbarer Nachbarschaft.

1625 muss nach der Fastnachtsflut auch das 2. Kniphauser Siel aufgegeben werden. Das durch die entstandene Öffnung im Deich hereinströmende Wasser hinterlässt westlich des zerstörten Sielbauwerkes einen tiefen Kolk, dessen Fläche wegen seiner Form auch „Die Tasche“ genannt wird. Heute stehen hier die Häuser am „Packhusweg“.

Nach dem Wiederaufbau der zerstörten Deichlinie und der Durchdämmung des Kniphausersiels, erfolgt von nun an die Entwässerung des Maadegbietes nur noch über das Rüstringer Siel bzw. über das 1570 von Fräulein Maria von Jever gebaute „Mariensiel“.

Rüstringersiel

Durch die seit 1623 gemeinsame Zugehörigkeit Jevers und Kniphausens zum Großherzogtum Oldenburg ist auch die Konkurrenzsituation der bei-

den Häfen aufgehoben. Kniphauser und Rüstlinger Schiffer und Kaufleute nutzen den Rüstlinger Sielhafen gemeinsam. Die Kniphauser Waage wird bald ersetzt durch die Waage auf Rüstlinger Seite. Bis vor wenigen Jahren war das ehemalige Waage-Gebäude das wohl älteste im Sielort und beherbergte vor seinem Abriss die Gastwirtschaft „Zum Alten Friesen“.

Instandhaltung und immer wieder notwendige Neubauten der Sielanlagen (1689, 1764, 1826 und 1850, 1880) – finanziert von den Bauern aus der Fedderwarder und der Accumer Marsch, aber auch von den Kaufleuten in Kniphausersiel und Rüstlingersiel, stehen in den folgenden Jahrhunderten im Mittelpunkt des Bemühens aller Beteiligten, das Hinterland ausreichend zu entwässern. Aber auch das Außentief muss mit Hilfe von sogenannten Mudderbooten für den Schiffsverkehr ständig auf ausreichender Tiefe gehalten werden.

Kontinentalsperre

Während der von Napoleon verhängten sog. Kontinentalsperre (1806–1813) schreiben die Sielhafenorte Inhausersiel und Kniphausersiel/Rüstlersiel Schiffahrtsgeschichte: Die Herrlichkeit Kniphausen, die auch unter Oldenburger Oberhoheit als neutraler Zwergstaat bestehen bleibt, macht sich eine Nachlässigkeit der französischen Besatzer zu Nutze. Gegen hohe Gebühren stellt man in- und ausländischen Reedern Schiffspapiere und Flaggenzertifikate (blau-weiß-blau) des als neutral geltenden Staates Kniphausen zur Verfügung. Diese gelten



1903
Hafenumschlag 1903 an der Kaje vor der „Schönen Aussicht“ (Foto: Archiv Coldewey)

als Erlaubnis, weiterhin im Jade-Raum Waren umzuschlagen, wovon vor allem der Hafen der Stadt Varel, aber auch Inhausersiel und Kniphausersiel/Rüstlingersiel profitieren. Bis zu 500 Schiffe fahren unter Kniphauser Flagge und beleben auf diesem Wege das einträgliche Schmuggel-Geschäft der im Sielort ansässigen Kaufleute und Reeder, bis 1810 der von den französischen Besatzern als „Mücke auf der Landkarte“ bezeichnete Kleinstaat Kniphausen von französischen Truppen besetzt und dem Königreich Holland unterstellt wird.

Mitte des 19. Jahrhunderts hat sich südlich der Maade mit Rüstlingersiel (ab 1868 amtlich „Rüstlersiel“) ein Ort entwickelt, dessen Siedlungsbild durch Lagerhäuser (sog. Packhäuser), Waagen und Gaststätten geprägt ist. Kaufleute, Gastwirte, Kapitäne, Fischer, Seeleute, Zöllner, Handwerker und



*Gasthof am Siel (Ehemaliges Packhaus).
(Postkarte: Archiv Coldewey)*



*Geschäftshaus Coldewey/ehemaliges Packhaus um 1913
(Foto: Archiv Coldewey)*

Hafenarbeiter profitieren in dieser Zeit vom regen Hafenumschlag, der in dieser Zeit stetig zunimmt. Auf den Kornböden der Packhäuser in der Nähe des Hafens, die heute noch Rüstersiels Bedeutung als Umschlagsplatz dokumentieren, lagert vor allem Getreide, das mit Pferdefuhrwerken aus dem Jeverland herantransportiert wird. Große Tonnen mit Butter, aber auch lebendes Vieh von den Hofstellen aus der Marsch, werden über den Rüstersieler Hafen verschifft.

Ab 1853 nimmt der Umschlag weiter zu: Bis zur Fertigstellung der Eisenbahnverbindung ins Hinterland wird die rasch wachsende Bevölkerung im Preußischen Marine-Etablissement, das ab 1869 den Namen Wilhelmshaven erhält, überwiegend über den Sielhafen Rüstiersiel versorgt. Obst und Gemüse – vorwiegend aus dem Alten Land – Kartoffeln, aber auch Torf, Steinkohle und Petroleum (aus England), Tee, Kaffee, Sirup, Tran, Porzellan und Baumaterialien (vor allem Holz) werden mit den Kufftjalken und Ewern der Rüstiersieler Kaufleute bzw. Reeder „importiert“ und per Pferdefuhrwerk in die Stadt transportiert. Jährlich sind es 150–200, 1878 sogar 322 Schiffe, die hier festmachen. Aber auch Tonerde aus dem Barkeleer Busch, die man in Holland und England zur Herstellung von Steingut-Erzeugnissen verwendet, wird in dieser Zeit vom Rüstiersieler Hafen aus exportiert, wie Catherine Schwanhäuser in ihrer Chronik zu berichten weiß.

Durch den zunehmenden Schiffsverkehr auf der Jade wird der Hafen von Rüstiersiel ab 1844 auch zum Standort der 1. preußischen Barsenmeisterei. Bis 1858 wird von Rüstiersiel aus mit den Tonnenlegern „Freundschaft“ und „Fortuna“ das Fahrwasser der Jade vermessen und mit entsprechenden Seezeichen vom Tonnenhof des Sielhafenortes gekennzeichnet.

Fort Rüstiersiel

Ab 1880 wird das Rüstiersieler Fort zum Bestandteil eines militärischen Konzeptes. Zusammen mit den Maade-Forts in Schaar und in Mariensiel soll das

„Festungsgebiet Wilhelmshaven“ landseitig militärisch gesichert werden. Mit der Übernahme der Finanzierung der (letzten) steinernen Siele in Rüstiersiel und Mariensiel erkaufte sich das Kaiserreich zudem das Recht zur Inundation. Im Falle eines landseitigen militärischen Angriffs auf Wilhelmshaven sollen bei Hochwasser die Tore der Siele in Rüstiersiel und Mariensiel geöffnet werden, um die Flächen zu beiden Seiten der Maade zwischen Rüstiersiel und Mariensiel zu überfluten und den Angreifer aufzuhalten. Die einsetzende Weiterentwicklung militär-strategischer Konzepte ist der Grund dafür, dass letztlich der Überflutungsplan nie realisiert worden ist.

Im Fort Rüstiersiel sind vor dem Ersten Weltkrieg die Soldaten des III. Seebataillons untergebracht. Ihre Präsenz ist sowohl für die Geschäftsleute und Ladeninhaber als auch für die zahlreichen Gaststätten des Sielortes von Vorteil. Nach Ende des 1. Weltkrieges gestattet zwar der Vertrag von Versailles den Fortbestand der drei Forts, ihre Funktion reduziert sich jedoch auf die Rolle als Munitionslager. 1948 werden die Kasematten unter den hohen Erdwällen gesprengt. Nach umfangreichem Umbau ist das Gelände mit seinen Gebäuden seit 1966 nun Sitz des „Instituts für Vogelforschung“.

Nordseebad Rüstiersiel

Ab 1911 erfährt Rüstiersiel eine zusätzliche wirtschaftliche Belebung durch Bade- und Erholungsgäste, die hier ihren Urlaub verbringen. Von den Besuchern, die vor allem aus dem Rheinland in das „Nordseebad Rüstiersiel“ kommen, profitieren die



Strandbad Rüstertiel, 1920er Jahre (Foto: Archiv Coldewey)

Gastronomie, aber auch die Einheimischen, die Privatquartiere zur Verfügung stellen. 1929 hat der Badeort mit seinem Angebot an 400 Betten mehr Übernachtungen als die Städte Rüsterting und Wilhelmshaven zusammen. Östlich des 1927 eingedeichten Waagegrodens stehen in langer Reihe die Badebuden des Kur- und Badevereins auf dem Grasstrand. Bei Hochwasser badet man am Strand, bei Niedrigwasser nutzt man die „Pütten“ vor dem Deich des Waagegrodens – tiefe Kuhlen, aus denen man das Material zum Deichbau entnommen hat. Neben den Aktivitäten am Strand freuen sich die Badegäste über Wattwanderungen, Ausflüge in die Umgebung oder lassen sich von den Besitzern der in Rüstertiel beheimateten Fischkutter einladen zu einer Fahrt in See bzw. einer Fahrt zu den ostfriesischen Inseln.

Durch die Eindeichungsmaßnahmen des Heppenser Grodens (1936–1938) und die sich dadurch verschlechternden Badebedingungen kommt der Fremdenverkehr im kleinen Badeort mit dem Grasstrand schließlich nach und nach zum Erliegen.

Wegen seiner nur lokal begrenzten Bedeutung hat sich der Ort Rüstertiel nicht wie andere Hafentorte zu einem wohlhabenden Handelszentrum mit reichen Kaufleuten und repräsentativen Gebäuden entwickelt. Die Nähe zur 1869 gegründeten Stadt Wilhelmshaven mit ihren zahlreichen Bauvorhaben sorgte, ebenso wie der Aufbau der Kaiserlichen Werft, für ein umfangreiches Angebot an Arbeitsplätzen. Viele Rüstertierler machten von diesem Angebot Gebrauch. Die Eindeichung des Waagegrodens 1927/28 ließ zudem Baugelände für



*Erste Siedlungshäuser im Waagegroden 1929
(Foto: Archiv Coldewey)*

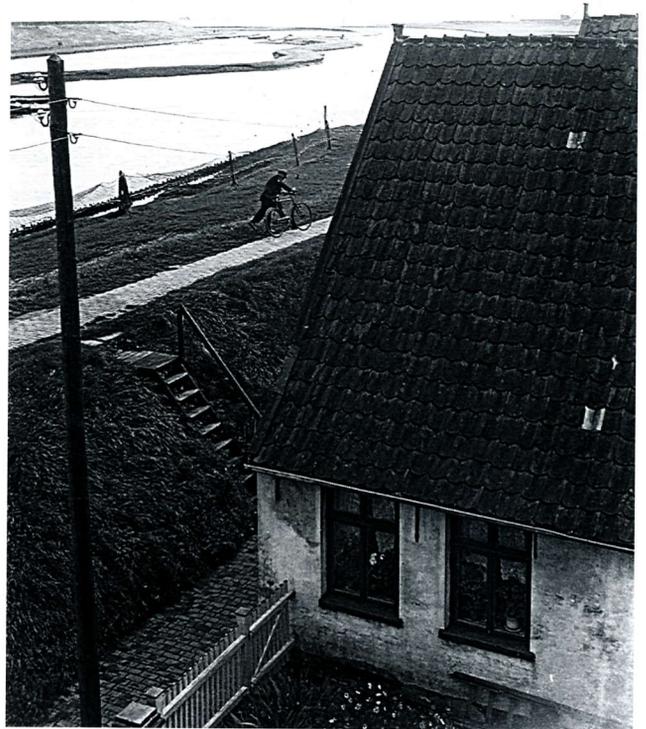
120 Siedlungshäuser entstehen, die weitgehend in Eigenleistung errichtet wurden. Auch so ist es zu erklären, dass es neben den größeren Packhäusern im Sielhafenort, den Geschäftshäusern, den Hofstellen, Handwerksbetrieben und Gasthäusern vor allem die einfachen Wohnhäuser der überwiegend „kleinen Leute“ waren, die über viele Jahre bis in die Gegenwart das Ortsbild Rüstersiels geprägt haben.

Hochschuldorf

Drei Jahre nach Ende des 2. Weltkrieges lässt die Gründung der „Hochschule für Arbeit, Politik und Wirtschaft“ 1948 Rüstersiell zum Hochschulstandort werden. Im 20 Häuser umfassenden „Hochschuldorf“, einer 1938/1939 gebauten barackenähnlichen Anlage für die Kriegsmarine, realisieren ca. 400 Studen-

ten zusammen mit 8 Professoren höchst erfolgreich das britische Konzept einer ersten „Campus – Universität“ auf deutschem Boden. Mit dem Beschluss, die Eingliederung dieser sog. Heim-Hochschule in die Universität Göttingen vorzunehmen, beendete die niedersächsische Landesregierung 1962 das vielbeachtete Hochschulkonzept.

Anschließend übernimmt die Bundesmarine die Liegenschaften und plant Ende der 1980er Jahre auf dem Gelände noch den Bau einer Art „Pentagon“.



Außentief Rüstersiell, 1930er Jahre (Foto: Archiv Coldewey)



An der Deichtreppe (Foto: Archiv Coldewey)

Die Auflösung der militärischen Blöcke durchkreuzt diese Pläne. Fast alle militärischen Dienststellen werden abgezogen und der 1994 begonnene Abriss der steinernen Baracken lässt Platz für ein ausgedehntes Neubaugebiet entstehen, durch das sich die Einwohnerzahl des Sielortes erheblich vergrößert.

Der Bau des Maadesiels (1948–1951) und die Eindeichung des ehemaligen Außentiefs hatten die Hafenfunktion des Ortes grundlegend verändert. Zwar können heute immer noch Schiffe durch die Schleuse am Maadesiel den Hafen und seine beiden Werften erreichen, doch der Hafenumschlag ist seit dieser Zeit zum Erliegen gekommen.

Als 1971 dann mit dem Abriss des steinernen Gewölbesiels von 1880 begonnen wird, verschwindet das typische Bild des Sielhafens. Durch die Abtragung der für jeden Sielhafen charakteristischen Sielwanne auf der West- und der Südseite des Hafens, öffnet sich heute der Blick von der Straßenbrücke aus über die Maade. An den jetzt verlängerten Kajen auf beiden Seiten des Hafens liegen nur noch die Boote der Freizeitskipper. Man schaut auf eben jenen Bereich, der immer noch den idyllischen Kern des ehemaligen Sielhafenortes bildet. Für viele Rüstersieler ist es auch dieser weite Blick über den Hafen mit seinen Booten und dem angrenzenden Festplatz, der dazu beiträgt, dass sie sich in einem der ältesten Stadtteile Wilhelmshaven zu Hause fühlen.

Bernd Coldewey



Der Rüstersieler Hafen in den 1950er Jahren
(Foto: privat)

Ein Sielwärter erzählt

Gerhard Janßen (1871–1955) wohnte mit seiner Frau Anna Wilhelmine und seinen 8 Söhnen in einem kleinen Haus in Hörn (am Rande von Fedderwardergroden) unmittelbar hinter dem damaligen Deichschart am Kniphäuser Deich. Von 1908–1950 arbeitete er als Sielwärter am Rüstersieler Siel.

Ein Artikel aus der Beilage zum Jeverschen Wochenblatt aus dem Jahr 1944 beschreibt die Arbeit des Sielwärters. Dabei lässt der Autor des Textes Sielwärter Janßen in seiner Muttersprache Plattdeutsch erzählen. Der Leser begreift schnell, dass die Tätigkeit des Sielwärters am Rüstersieler Siel nicht nur eine besonders verantwortungsvolle, sondern angesichts fehlender technischer Hilfsmittel auch eine überaus schwere Arbeit war. Deutlich wird, dass er nicht nur für eine Sicherung des Deiches zuständig war, er hatte vor allem dafür zu sorgen, dass es auf keinen Fall zu einer Blockade der Abflussmöglichkeiten innerhalb des Sielbauwerkes kommen durfte. Gerhard Janßen erzählte damals:

„Arbeit as Sielwärter – dat will woll all wat heten. In’n Winter, wenn de Dören (Sieltore) free van lis (Eis) holln weern möht, is dat an’n stuursten (am schwersten). Wer licht Küll (Kälte) in de Hannen hett, de kann dor nicht veel bi weern; denn mit Hannschen (Handschuhen) is dor nich veel bi to maken. Ik stieg denn in’t Boot rin und arbeit das lis vör de Dören weg. Un dat ist faken (oft) nich so eenfach. Dags (tagsüber) geiht dat noch, man nachts mit’n Stall-Lateern dorbi togang, dat hett sin Art!

Mit mien Arbeitstied mutt ik mi ganz na dat Buten-Water (Hochwasser) richten. Man ok anners dröft so’n Siel nich ohn Upsicht wesen. So hett man alltied genoch to doon und ick mak mien Weg van’t Hörn na’n Siel Dag för Dag, of dat Sönndag of Alldag is.

Fröher weer dor ok’n bült bi’t Muddern (Freihalten des Außentiefs von Schlick) to doon. Dat hefft wi nu togewewen.

De Rüstersieler hett seß Dören (Tore): Twee Ebbedören, twee Stormdören, und twee Flooddören. De Flooddören goht van sülfst to, wenn dat Water buten stiggt, und so kann nichts in’t Binnendeep rin. Bi de Ebbedören is dat ja anners: da kann man dat Water mit in’t Deep holen, wenn’t nödig is. Meest lot wi aber ja bi Ebbe dat Water aflopen. Soltwater (Salzwasser) van buten könnt wi nich in’t Deep bruken. Un de Sielwärter mutt nu alltied good uppassen, dat he woll dat Water, wat toveel in’t Binnendeep is, los waart, awer dat kein Soltwater van buten rinkommt. Anners kann do jo licht’n bült verkehrt gahn.

Jo, man mutt all good up’n Posten wesen! Man ik do dat geern, wenn ik nu ok all tweundsöbentig bün. Alltied buten an’n Siel, wo’n de Wind ut de eerst Hand kricht, dat hellt de Minsch gesund un frisch.“

Einer der Söhne des Sielwärters war Enno Janßen, der die Arbeit seines Vaters als Sielwärter in Rüstersieler fortsetzte, nachdem dieser sich 1950 zur Ruhe gesetzt hatte. Von 1952–1968 war Enno als Siel- und Schleusenwärter auch zuständig für das Maadesiel.

Februarflut 1962 – der „blanke Hans“ hinter dem Deich in Rüstersiel

Der Nordweststurm hatte auf dem flachen Rüstersieler Watt kurze Wellen aufgebaut. Enno Janßen, der Schleusenwärter vom Maadesiel, beobachtete die sich schon jetzt abzeichnende Entwicklung mit Sorge. Am Fuß des Sommerdeichs, der die Nordseite des neu gegrabenen „Außentiefs“ der Maade zwischen Waagedeich und Maadesiel nach Norden hin begrenzte, hatte sich mittlerweile eine Brandung aufgebaut, die Janßen an die Situation vom Dezember 1954 erinnerte. Bei einer ähnlichen Tiden- und Wetterkonstellation hatten 2 Sturmfluten kurz vor Weihnachten diesen Deich überrollt.

Sorge bereitete dem Schleusenwärter an diesem 16. Februar 1962 vor allem, dass sich der Wasserstand bei Niedrigwasser am Nachmittag kaum gegenüber dem normalen Hochwasser geändert hatte. Hinzu kam, dass der Nordweststurm sich langsam zu einem Orkan entwickelte und die Brandungswellen immer höher auftürmte.

Um 22.10 Uhr – gut eine Stunde vor dem Nacht-Hochwasser – hatten dann die ersten Brecher die Deichkrone des Maadedeiches erreicht, und wenig später wurde die erste Bruchstelle im Deich sichtbar. Erste Kappstürze kündigten sich an, ausgelöst durch das Ausspülen von Deicherde auf der Binnenseite des Sommerdeichs. Kurz darauf drückte der hohe Wasserstand das Seewasser mit großer Gewalt in die Bruchstelle, die sich dadurch schnell verbreiterte. Bald hatten die Wassermassen hinter der Bruchstelle



*Enno Janßen – Siel- und Schleusenwärter von 1952–1968
(Foto: WZ-Bilddienst 1962)*

einen tiefen Kolk ausgespült und fluteten nun förmlich das Bett der Maade.

Im gut 2,5 Kilometer entfernten Rüstersiel feierten an diesem Abend die Studenten in den festlich dekorierten Räumen der Hochschule ihren alljährlichen Faschingsball. Im Hochschuldorf ahnten sie nichts von der drohenden Gefahr, die sich im wenige hundert Meter entfernten Hafengebiet ankündigte. Selbst als der Strom ausfiel, tat das der Stimmung keinen Abbruch – im Gegenteil: Kerzen sorgten zu fortgeschrittener Stunde für eine romantische Ballatmosphäre. Später wird man den Studenten den Vorwurf machen, dass sie sich vergnügten, während andere in ernsthafter Sorge vor einem bevorstehenden Bruch des Rüstersieler Seedeiches bereits die Evakuierung des Sielortes in Erwägung zogen.

In der „Schönen Aussicht“ direkt am Rüstersieler Hafen fanden zur gleichen Zeit eine Kohlpartie und das traditionelle Labskaus-Essen der Segelkameradschaft Geniusbank statt. Die alljährliche Zusammenkunft der Segler fand jedoch ein jähes Ende, als Sielwärter Enno Janßen kurz nach 22 Uhr Hermann Schröder, den Wirt des Lokals am Rüstersieler Hafen, in einem Telefonanruf die Situation draußen am Maadesiel beschrieb: Ein Bruch des Sommerdeichs stehe unmittelbar bevor, und um eine drohende Zerstörung der Schleusentore durch den extrem hohen Wasserstand zu verhindern, sei er gezwungen, das Maadesiel zu fluten.

Fluchtartig verließen die Gäste daraufhin das Lokal.

Gerade noch rechtzeitig gelang es zwei der Segler – Rudi Lorenz und Ewald Hinrichs – die Tore des Deichschart am Hafen zu schließen und damit Schlimmeres zu verhindern, denn durch den gebrochenen Maadedeich stieg nun innerhalb kürzester



Deichschart 1960er Jahre (Foto: Archiv Coldewey)

Zeit der Wasserstand im Hafen. Bald schon sprudelte Seewasser unter den Toren hindurch, floss über die Klinkerstraße herunter zur quer verlaufenden Rüstersieler Straße und dann weiter in Richtung Bäckerei Siemens.

Nach nur wenigen Augenblicken waren auch die Tore des Gewölbesieles nicht mehr zu sehen, nur die Spitzen des Geländers oberhalb des Siels schauten noch für kurze Zeit aus dem Wasser heraus, bis auch sie im Wasser verschwunden waren. In wenigen Augenblicken waren der Biergarten und der Parkplatz der „Schönen Aussicht“ durch das heranströmende Seewasser überschwemmt.

Wenig später hatte das Wasser auch die Gasträume der „Schönen Aussicht“ erreicht, in denen noch eine Viertelstunde zuvor gefeiert worden war. Irmgard Pauselius, damals Auszubildende in der „Schönen Aussicht“, berichtete viele Jahre später in einem Beitrag für die Wilhelmshavener Zeitung von ihren Erlebnissen in dieser Nacht:

„Angesichts des steigenden Wasserstandes war mein Chef, Hermann Schröder, sehr aufgeregt. Wir 3 Lehrlinge mussten Sandsäcke füllen, um so zunächst die Abflüsse im Haus abzudichten, damit das Seewasser nicht über die Entwässerungsrohre ins Haus eindringen konnte. Zusammen mit dem Chef rollten wir dann die Teppiche auf und stellten alle Polsterstühle auf die Tische, um sie vor dem Seewasser in Sicherheit zu bringen. Anschließend schleppten wir Lehrlinge zentnerschwere Säcke mit Zucker, Mehl, Salz und andere Vorräte aus dem Keller herauf, um sie vor dem Wasser in Sicherheit zu bringen.“

Wenig später waren auch die Keller-
räume vollgelaufen und kurz darauf
standen wir in der Küche bis zu den
Knien im eiskalten Wasser.

„Wir müssen nach den Tieren im
Stallgebäude sehen“, meinte der
Chef. Er nahm mich mit in den
Stall. Die Kühe standen bereits fast
bis zum Bauch im Wasser, zeigten
jedoch keinerlei Anzeichen von
Furcht. Ganz anders die Schweine
im benachbarten Schweinestall:
Laut quiekend standen sie auf den
Hinterbeinen im Wasser, die Vorder-
beine auf die hölzerne Trennwand
gestützt. Herr Schröder sah aber
offenbar keinen Grund, etwas zu unternehmen und so
kämpften wir uns durchs Wasser zurück zum Haus.
Plötzlich fiel der Strom aus, Kerzen wurden angezündet
und trotz der bedrohlichen Situation hatte es für uns
Lehrlinge etwas Abenteuerliches, aber auch Romanti-
sches, was wir da gerade erlebten. Nur ein Hotelzimmer
in der 1. Etage war zu dieser Zeit belegt. Die Gäste wa-
ren sehr aufgeregt, sie waren in die Gaststube herunter-
gekommen und saßen nun auf ihren Hockern im Was-
ser an der Theke. So etwas hatten sie noch nie erlebt.“

Dramatischer hingegen war die Situation gegen-
über der „Schönen Aussicht“ auf der tiefer liegenden
Südseite des Hafens. Georg Iken, der Besitzer der
gleichnamigen Bootswerft, hatte zusammen mit
seinen Söhnen Walter und Werner am Labskaus-Es-
sen in der „Schönen Aussicht“ teilgenommen und
war gleich nach dem Anruf des Schleusenwärters
rüber zum Werftgelände gelaufen, um so noch zu



Februar 1962 (Blick vom heutigen Festplatz, rechts „Schöne Aussicht“)
(Foto: Archiv Coldewey)

retten, was zu retten war. Er sorgte sich vor allem
um die zahlreichen Werkzeuge und Maschinen in
der Werkstatt. Doch es blieb bei seiner Absicht, die
Gerätschaften wegen des rasch ansteigenden Was-
serstandes auf den obersten Regalen in Sicherheit
zu bringen. Schon bald reichte ihm das Wasser bis
zu den Hüften, kurz darauf bis zur Brust. Der Weg zu-
rück aus der Werkstatt ins Freie war nicht mehr mög-
lich – zu hoch war bereits der Wasserdruck, der auf
den Türen lastete.

In der angrenzenden Bootshalle lag ein 12-Meter-
Motorboot, dieses sollte Iken's Rettung sein. Über die
angelehnte Leiter erreichte er das Deck des Bootes,
das kurz darauf aufschwamm und durch den wei-
ter steigenden Wasserstand gegen die Hallendecke
drückte. Der Auftrieb des Rumpfes belastete auch
die Aufbauten des Bootes, und kurz darauf brach ein
Hahnenbalken im Dach der Halle.



Februar 1962: Sturmschäden auf dem Gelände der Bootswerft Iken (Foto: Walter Iken)



*Februar 1962:
Boots-Winterlager
am Morgen nach
der Sturmflut
(Foto: Walter Iken)*

Ikens jüngster Sohn, der 17jährige Walter, hatte die Entwicklung vom Deich aus beobachtet und ahnte, dass sich sein Vater in einer äußerst gefährlichen Situation befand. Schwimmend erreichte er vom Deich aus das am Steg vor der Werft festgemachte Dinghi, kletterte hinein und ruderte im tosenden Orkan rüber zur Bootshalle, die mittlerweile bis zur Dachrinne im Wasser stand. Sein Vater hatte, auf dem Deck des Motorbootes unter der Hallendecke kniend, den Fluchtweg über das Dach gewählt und die Drahtglasscheibe eines Oberlichtes herausgenommen. Nicht ohne seinen Sohn zu ermahnen, vorsichtig mit der Scheibe umzugehen, reichte er sie Walter heraus, der anschließend selber über die Öffnung im Dach auf das Deck des Bootes kletterte. Durch das aufschwimmende Motorboot drohte die Hallendecke weiteren Schaden zu nehmen. Mit der größten greifbaren Schraubzwinge schlug Walter deshalb von innen ein Loch in die Bordwand des Motorbootes, das nun langsam volllief und auf dem Hallenboden aufsetzte. Durch die Fensteröffnung im Dach kletterten Vater und Sohn anschließend ins Dinghi.

Auch die Boote der Segler, die auf dem Gelände der Werft im Winterquartier lagen, waren durch den hohen Wasserstand aufgeschwommen und wurden nun durch den Orkan durcheinander geschoben. Zahlreiche im Wasser schwimmende Pallhölzer, die die Boote abgestützt hatten, erschwerten eine Bergung der Boote. Nachdem Georg Iken zusammen mit seinen Söhnen die „Hein Mück“, das Motorboot der Werft, klargemacht hatten und damit per Boot weitere Männer vom Segelclub am Deich übernommen hatten, gelang es ihnen gemeinsam, die meisten der treibenden Boote zu sichern. Mehrere

wurden im Päckchen längsseits an der „Elise“ festgemacht bzw. im Hafen vor Anker gelegt.

Der nächste Morgen ließ die Zerstörungen der vergangenen Sturmflutnacht deutlich werden. Auch im benachbarten Winterquartier des Rüstersieler Segler Clubs waren zahlreiche Segelboote aufgeschwommen und bildeten nun, nachdem die Ebbe einen großen Teil des Wassers hatte ablaufen lassen, ein Trümmerfeld aus Rümpfen, Masten und Pallhölzern.

Ein Motorboot hatte sich im Sturm losgerissen, war abgetrieben und lag nun, als der Wasserstand wieder fiel, sozusagen „auf Legerwall“ auf der Maa-deböschung, gut 200 Meter außerhalb des Hafens. Auch Monate später war an eine Bergung nicht zu denken, sodass das Boot aufgegeben und nach und nach abgewrackt wurde.

Am nächsten Morgen betrachtete man auch in der „Schönen Aussicht“ die angerichteten Schäden. Das Wasser war abgelaufen, in allen Räumen im Erdgeschoss jedoch war der Fußboden von einer dicken Schlickschicht bedeckt, die letztlich auf den Bruch des Deiches zurückzuführen war. Der Parkettboden im Saal hatte sich aufgeworfen, die Tapeten lösten sich von den Wänden, die meisten Türen waren im unteren Bereich aufgequollen und ließen sich nur mit Mühe öffnen.

Nachdem das Wasser aus den Kellerräumen abgepumpt war, blieben auch hier große Schlickmengen zurück. Selbst der hier lagernde umfangreiche Vorrat an Weinflaschen war mit Schlick bedeckt. An den meisten Weinflaschen, die im Wasser gelegen hat-

ten, hatten sich die Etiketten gelöst, sodass Rebsorten und Jahrgänge nicht mehr zuzuordnen waren. Die Folge war, dass nur Hermann Schröder selbst in den nächsten Monaten die Weinbestellungen der Gäste entgegennehmen konnte, weil er der Einzige war, der sich in seinen Weinregalen auskannte, auch ohne auf die Etiketten zu schauen.

Die Präsentation der Flaschen, die damals im Februar 1962 im Salzwasser gelegen hatten, war in der „Schönen Aussicht“ über längere Zeit noch eine Besonderheit. Bevor der Chef die schlickverkrusteten Flaschen entkorkte, zeigte er sie seinen Gästen und erzählte ihnen die Geschichte, wie die Sturmflut in der Nacht auf den 17. Februar 1962 zu ihm ins Haus gekommen war.

Die Rüstersieler behaupteten augenzwinkernd noch viele Jahre später, dass die Präsentation der „Sturmflut-Weine“ bei den Gästen des Lokals so gut ankam, dass der Wirt beschloss, auch die nächsten Weinlieferungen einer besonderen Behandlung zu unterziehen.

In der Werkstatt, in der Tischlerei und im Büro der gegenüberliegenden Werft hatte das Wasser über 2 Meter hochgestanden. Eine 20 cm dicke Schlickschicht bedeckte auch hier Böden, Werkbänke, Schränke und Regale. Selbst in den Schubladen der Werkstattschränke fanden sich noch Monate später Schlickreste. Im Büro hatten Salzwasser und Schlick Bücher, Baupläne und Inventarlisten vernichtet, Stundenzettel und Rechnungen für bereits geleistete Arbeiten der Werft konnten deshalb zunächst nur aus dem Gedächtnis heraus rekonstruiert werden.

Werftbesitzer Iken verfügte über keine sog. Elementar-Versicherung, die den durch die Sturmflut angerichteten Schaden zumindest zum Teil hätte übernehmen können. Insofern war er über jede ihm angebotene Hilfe dankbar. Ein Segelkamerad der SKG zerlegte zum Beispiel in den folgenden Tagen alle Elektromotoren der Maschinen, um sie sorgfältig zu reinigen und mit Süßwasser auszuspülen. Bäcker Ommen in der Rüstersieler Straße bot an, die gereinigten Motoren in seinen Backöfen zu trocknen, sodass fast alle Elektromotoren auf diese Weise gerettet werden konnten.

Der Jade-Dienst stellte in den nächsten Wochen mehrmals seinen LKW zur Verfügung, um die vertriebenen Pallhölzer auf dem Groden wieder einzusammeln und zum Werftgelände zurückzutransportieren. Und obwohl die Firma Karl Schollenberger eigentlich keine Verwendung dafür hatte, erteilte sie der Werft den Auftrag, eine alte Schute aufzuarbeiten, und sorgte auf diese Weise dafür, dass die Mitarbeiter über einige Monate Einkommen hatten und nicht arbeitslos wurden.

Der 17-jährige Walter Iken erhielt im Spätsommer des Jahres in Hannover aus den Händen des damaligen Niedersächsischen Ministerpräsidenten Georg Diederichs die Sturmflutmedaille. Mit der Verleihung der Medaille würdigte die Landesregierung den unerschrockenen Einsatz eines jungen Mannes in der Sturmflutnacht vom 16. auf den 17. Februar 1962, mit dem dieser nicht nur Sachwerte, sondern auch Menschenleben rettete.

Bernd Coldewey



Maadedeich nach der Februarflut 1962. Blickrichtung Westen. Rechts im Bild der Rüstersieler Groden, auf dem sich heute das Kohlekraftwerk von Uniper befindet. (Foto: Archiv Coldewey)

Navigieren nach Geschmack – eine „Schmunzelgeschichte“

Die folgende Geschichte ereignete sich zu einer Zeit, als Rüstersieler noch ein richtiges Nordseebad war, mit weißen Badebuden am grünen Strand, in denen sich die Badegäste umkleiden konnten, dort, wo heute die Klappbrücke über die Maade führt.

Zu dieser Zeit gab es noch keinen Heppenser und auch noch keinen Rüstersieler Groden. Direkt dort, wo der Voslapper Seedeich nach Norden abknickt,

begann für die Rüstersieler Boote sozusagen die offene See. Der Priel verlief ein Stück noch parallel zum Deich nach Norden, bis man sozusagen das Jade-Fahrwasser erreicht hatte, auf dem die großen Kriegsschiffe nach Wilhelmshaven dampften.

Im Rüstersieler Hafen gab es damals noch einen regen Schiffsverkehr, unter anderem auch durch den Umschlag von Backsteinen und Klinkern, die von der

Ziegelei in Himmelreich von hier aus über den Seeweg abtransportiert wurden. Es gab aber auch viele Fischer, die hier regelmäßig ihren Fang anlandeten, der dann über die Geschäfte im Ort und im benachbarten Wilhelmshaven, aber auch im Straßenverkauf angeboten wurde. Es gab Bootsfahrten für die Badegäste hinaus auf die Jade, aber auch zu den Ostfriesischen Inseln konnte man an bestimmten Tagen von Rüsterei aus starten.

Einer der Kutter gehörte dem Fischer Hermann Achtermann, und von dem handelt die kleine Geschichte, die ich euch erzählen möchte:

Vorab müsste ich vielleicht noch erwähnen, dass man zur damaligen Zeit an Bord kaum technische Hilfsmittel zum Navigieren hatte, es gab kein Echolot, das Radargerät war noch nicht einmal erfunden und Seekarten kannten die Rüstereier damals allenfalls von Hörsagen. Navigieren tat man mit seinen fünf Sinnen und dem ausgestreckten Daumen, und die meisten Fischer und Segler sind ja tatsächlich auch dort angekommen, wo sie hinwollten.

Hermann Achtermann war ein ganz besonderer Seemann. Er war schon jahrzehntlang als Fischer zur See gefahren und kannte das Revier der Jade wie seine Westentasche.

Im Übrigen hatte er sich im Laufe der Jahre eine außergewöhnliche Technik der Orientierung auf dem Wasser beigebracht, die im Ergebnis sicherlich unserer heutigen GPS-Navigation ziemlich nahe kommt, die jedoch viel preiswerter und vor allem überaus bequem anzuwenden war:

So erzählte man sich, dass Hermann seinen Kutter von der Kojen aus navigierte, dergestalt, dass er seinem Schiffsjungen Hannes einschärfte, ihn zu jeder vollen Stunde zu wecken und ihm das Lot in seine Kammer zu bringen. Bei diesem Lot handelte es sich um ein Handlot, eine markierte Leine mit einem am Ende angebrachten Gewicht. Und dieses Gewicht war an der Unterseite ausgehöhlt, sodass man beim Messen der Wassertiefe auch gleichzeitig eine Bodenprobe nehmen konnte.

Wenn der Schiffsjunge ihm das Lot in die Kammer gebracht hatte, schnupperte, leckte und schmeckte Hermann an der Bodenprobe und gab dann zum Beispiel dem Mann am Ruder die Order:

„Kurs vier Strich Steuerbord, wir sind gerade 2 Meilen querab von Inhauserei. Macht mal schon die Granatkurve klar!“

Hermann beauftragte seinen Schiffsjungen dann, ihn in 1 Stunde erneut zu wecken, während er es sich anschließend in seiner Kojen wieder gemütlich machte.

Am nächsten Lot erkannte Hermann den Wattrücken zwischen Kaiserbalje und Mittelbalje, und so ging das den ganzen Tag über weiter: Der Alte navigierte, ohne sich an Landmarken, Tonnen oder Prickenwegen zu orientieren: Solthörner Watt, Jappensand, Schweinsrücken, Bordumer Sand, alle Orte erfasste er mit seinen Geschmacksnerven, und die Mannschaft staunte über seine Fähigkeiten.

Hannes, sein Schiffsjunge, jedoch hatte es, wie man so schön sagt „Faust dick hinter den Ohren“, und er

überlegte, wie er seinen Skipper einmal gehörig reinlegen könnte.

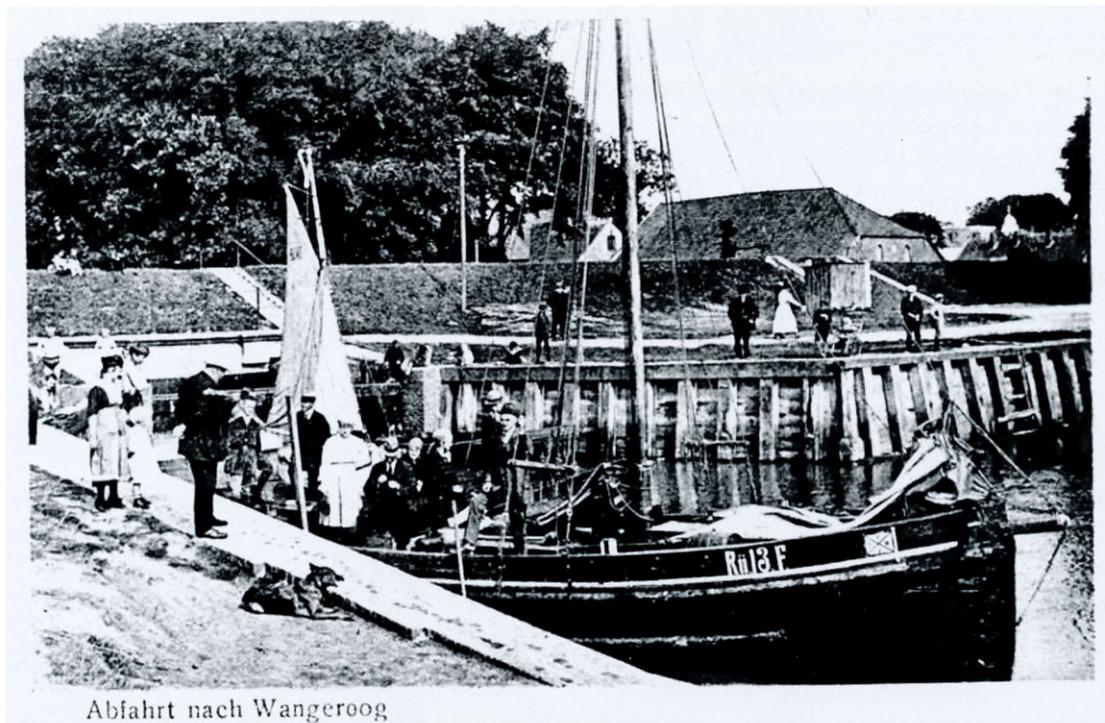
Gegen Abend, als mit auflaufendem Wasser bereits der Kurs Heimathafen Rüstersiel anlag, sollte Hannes noch einmal das Lot dem Alten bringen, weil die Sicht zunehmend schlechter wurde und weil Hermann abends pünktlich zum Skat in der „Schönen Aussicht“ bei Anton Schröder sein wollte.

Doch dieses Mal lotete Hannes nicht außenbords, sondern er stunkte in der Kombüse das Lot unten in die Kartoffelkiste und brachte es zu Hermann in die Kammer.

Der setzte sich in seiner Koje auf, nahm das Lot, roch und schleckte an der Bodenprobe, schmeckte noch einmal, und wurde plötzlich kreidebleich. Mit einem Mal schoss er raus aus der Kammer, stiefelte an Deck und brüllte:

„All Hands an Deck, All Hands an Deck, Rüstiersiel steht unter Water, wie foht jüst över Jan Meiners sien Kartoffelacker!“

Bernd Coldewey



Abfahrt nach Wangeroog

Abfahrt nach Wangeroog (Postkarte: Archiv Coldewey)

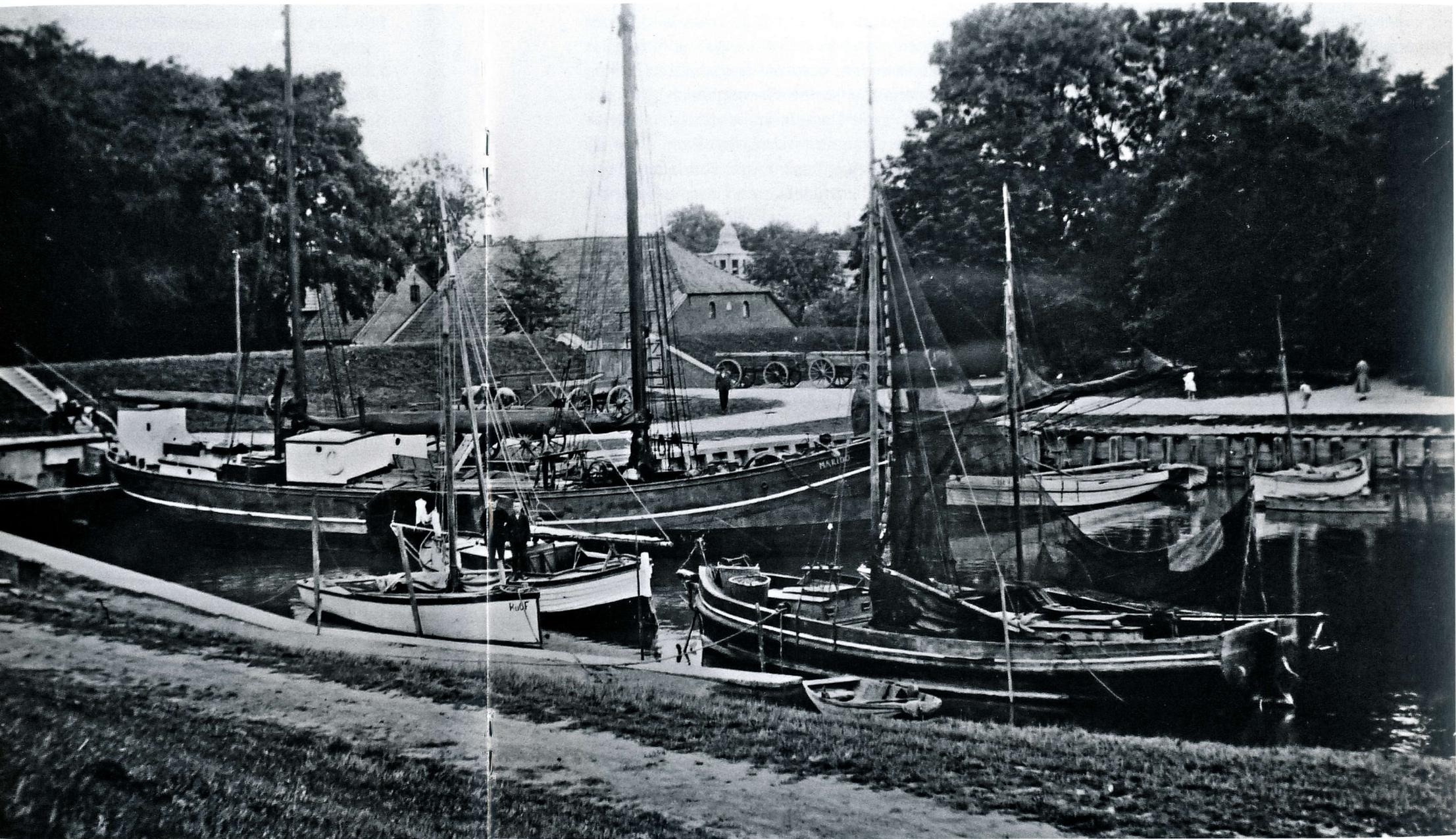
Johann P. Tammen

**Damals, als unser Dorf, das Fort,
das alte Kino und das aus wetterfestem
Klinker gemauerte Siel noch direkt am
großen Priel lag, nah dem Meer**

Bilder aus meiner Kindheit und Jugend in Rüstersiell

Als ich aufwachte, wusste ich einen Augenblick lang nicht, wo ich war. Ich setzte mich auf und sah mich `n bisschen ängstlich um. Dann fiel's mir wieder ein. Der Fluss sah aus, als ob er viele Meilen breit wäre. Der Mond schien so hell, dass ich die Baumstämme hätte zählen können, die schwarz und still Hunderte von Yards vom Ufer entfernt vorbeitrieben. Alles war totenstill, und es sah aus, als wenn's ziemlich spät wäre, und es roch auch so ... Uns wurde ganz feierlich zumute, wie wir so den großen Fluss runtertrieben, auf dem Rücken lagen und zu den Sternen aufsahen; wir mochten gar nicht laut sprechen und lachten auch nicht oft, wir kicherten höchstens leise `n bisschen. Wir hatten im allgemeinen mächtig gutes Wetter, und weder in dieser Nacht, noch während der nächsten oder der übernächsten passierte uns irgendwas.

Irgendetwas rumste im Hintergrund, etwas abseits, achtern, auf dem Dachboden des Stalls. Ich konnte es



Steinschiff „Marido“ (um 1915) verlädt Steine der Ziegelei Himmelreich (Foto: Archiv Coldewey)

nicht identifizieren. Ohnehin war ich noch nicht richtig wach, aufgeschreckt aus einem Traum, in dem ich mit Karl-August, dem Kumpel aus der Nachbarschaft, der immer seine schärfste Klinge, das schmiegsame Jagdmesser am Gürtel bei sich trug, unterwegs war. Es hieß, er trage es auch nachts, unter seiner Schlafanzugsjacke versteckt – und tags, in der Schule, vergraben in seinem Ranzen.

Krabbelnd und zeitweise wie Robben in Bauchlage bewegten wir uns angstklamm auf Schleichwegen und in düsteren Kriechgängen in den Tunnel-schächten des alten Forts nah dem Krüsselwerk und gar nicht weit von dem Barackengehäuf des Hochschuldorfs durch die düstere Ödnis dieser unterirdischen Missetäterwelt.

Nicht anders kam sie uns vor. War davon nicht auch oft und oft in den Skatrunden der trunkenen bärtigen Männer im Gasthaus »Zum alten Friesen« die Rede? – Nass, grau und gries war's da im dschungelartigen Gelände des verwunschenen Forts, von dem wir auch glaubten, dort könne sich Indianer Joe verborgen halten, solange wie er überall wegen seiner Schandtaten und sonstiger Frevel geächtet war und verfolgt wurde.

Und wirklich mutig, abenteuergestählt und voller Forscherdrang waren wir da schon längst nicht mehr. Das will ich gerne zugeben. Viel zu lange schon waren wir hier, zumeist völlig orientierungslos, und längst auch nicht mehr ohne Angst, planlos herumgekrochen.

Ich bibberte mit all meinen klapprigen Skelettknochen erbärmlich, und Karl-August schien längst auch seine schwärzeste Tarnfarbe aufgelegt zu haben, damit man seine lähmende Beklommenheit nicht merkte.

Und doch waren wir irgendwie beseelt in dieser echt katastrophischen Situation: War es nicht alles exakt so wie in dem berühmt-berüchtigten Roman des kauzigen Amerikaners, der angeblich in seinem früheren Leben ein Dampferkapitän auf dem Mississippi gewesen war, und inzwischen wohl mehr als einmal dank all seiner Berühmtheit rund um die trudelige Erdkugel herumgestromert war, so auch bei uns in Deutschland, worüber er sich in seinen Reiseberichten wortmächtig mokiert hatte.

Es war Winter damals. Das Fort war festungsartig umschlossen von Wasser, das nun viele Zentimeter dick gefroren war. Tags spielten hier Kinder und Erwachsene Hockey, Jungen und Mädchen kurvten minder talentiert auf der ewig langen und breiten Eisfläche herum und mühten sich, mit Sprüngen und Pirouetten zu imponieren. Hier und da stand man in fröhlicher Picknicklaune beieinander, und es gab Glühwein oder flammende Schnäpse für die Älteren. Der Mond schien hell auch hier. Und trotz des Trubels allerorten wirkte die Szenerie vom Ufer her betrachtet wie eine Bruegelsche Winteridylle.

Die Betrachter dorfsiebt unter der längst kahlen Baum- und Sträucherdichte schienen irgendwie feierlich gestimmt. Und wir, die wir lange Zeit gar nicht wussten, ob wir wach waren oder träumten, wir waren dort unterwegs als Unterirdische, Höhlenforscher und Befrager der jüngsten Geschichte:

Vor gar nicht so langer Zeit, aber darüber wussten wir damals kaum etwas, war Krieg im Land. Auch unser Vater, das hatten wir Geschwister so aufgeschnappt, hatte davon noch Splitter im Kopf.

Karl-August und ich, wir waren inzwischen wieder aufs feste Land geschlichen, über ein mannshohes großes Tor hinweg, an dem kaum noch lesbar ein für uns unverständliches »Betreten verboten!« prangte. Von dort pilgerten wir, minütlich heftiger frierend, hin zur »Grünen Laube«, besser bekannt zu unserer Zeit als »Café Duckdich«, für das »Tante Adele«, Schachtmeister Hermann Tieslers Tochter, ihr rühmliches Hu-

mor-Regiment führte. Hier, unter der allen Frohsinn behütenden niedrigen Stubendecke, war alles anders als »draußen in der unfrohen Welt«. Adele war ein Glanz, ein Original, ein prächtiger guter Mensch.

Wir trugen für sie die Kohlen oder Briketts zum wärmenden Ofen ins Schankzimmer. Dafür bekamen wir Drops und ein Glas Apfelsaft (und sehr viel später, als



Schlittschuhlaufen auf dem Fortgraben Rüstertiel (1964) Foto: Stadtarchiv Wilhelmshaven

bei uns die grüne Farbe hinter den Ohren allmählich abgeblättert war, auch ein leckeres frischgezapftes Bier mit `m Korn oder einen Cognac im Teeglas: Das war dort Teil unseres »Abiturs«, so scherzten wir gern).

Tante Adele, wie wir sie voller Hochachtung nannten, immer mit leichtem Tremolo, einem Wackeln in der Stimme, als säße uns ein kleiner kläffender Hund nah der Kehle. Ach, wir bewunderten sie – und solange wir ihr zuhörten, wenn sie beinahe andachtsvoll und mit polterndem Witz erzählte, war alles da draußen vergessen, ganz gleich, wie arg die Bürden des Alltags uns erschienen.

Und also muss ich hier, wo für den Moment die »Bürden des Alltags« zur Redegestalt geworden sind, eine kleine Rückblende einfügen: Denn wichtig ist, zum besseren Verständnis, wie alles anfang. In meiner Erinnerung nämlich, die ich hier strapaziere, begann alles mit einer wahrlich waghalsigen Überlandreise.

Dieses Wort kam mir später in den Sinn, als die Reporterin der Lokalzeitung anlässlich meines 75sten Geburtstages dazu mein Gedächtnis durchstöberte und fragte: »Wie war das damals, als Huck Finn nach Rüstiersiel zog? Welche Abenteuer haben es in Ihr Langzeitgedächtnis geschafft?«

Gemeinsam mit den drei Geschwistern, Werner, Karin und Hartmut, saß ich warm eingepackt im Frühjahr 56 auf dem offenen Lastwagen, der unsere karge Habe mitführte (ohne die Kuh, die beim Schlachter endete – und ohne die Ziege, die dem Nachbarn zuhause im Wangerland zukam). Die Eltern vorn mit auf dem Bock, Lucie und Alfred, die

mit schlotterndem Mut in einen neuen Hafen einbogen: Weit fern, so kam es mir vor, wohl irgendwo in Alaska, waren wir aufgebrochen, um neu heimisch zu werden, dort, wo Jahrhunderte hindurch die schwersten Stürme und todbringenden Fluten das Land verschlungen und ritsche-ratsche Existenzen vernichtet hatten. Hier sollten wir, gültig auf ewig und drei Tage, festen Grund betreten und aufs Friedlichste sesshaft werden können!?

Und tatsächlich, ich hätte Wetten darauf abgeschlossen: Hier war alles anders als achterwärts, woher wir kamen, hier hatte der Kaiser eine Stadt aufs Reißbrett zeichnen lassen für einen Plan und höheren Zweck, für den ich bis heute keine Zuneigung aufbringen kann.

Zum großen Glück aber blieb davon der kleine feine Dorfklecks im Norden, festgemacht am Mäander der Maade, und so ganz natürlich verlobt mit den von den Gezeiten gelenkten Wassern der Jade, der weiten ozeanischen See und den Flüssen in der Verwandtschaft zum mächtigsten Abenteuer-Strom, dem Mississippi, auf dem dahintrieb das rettende Floß des bravourösen Huckleberry Finn.

Hier nun, in Rüstiersiel, wo Alfred schon gleich mit unserer Ankunft begann, das auf Zukunftsgewinn erworbene vormalige Siedlungshaus Stein für Stein zu erneuern (es dauerte nur wenige Wochen, da lagen die Steine, die nun – den Vater unterstützend – einer wie der andere blank zu putzen waren, berg-hoch hinterm Stall im Garten, längst schon dem alten Birnbaum bis zur Krone nah). Drinnen im Haus

über Monate ein provisorisches Leben: Von der Essecke bis in die Küche gelangte man nur über eine wacklige Klampe hinweg; das Klo war draußen im Stall, wo der Wind durch die Ritzen fegte – und ständig fehlte vom Morgen bis in den Abend das Geld für den Hausbau wie für das tägliche Leben.

Alfred buckelte sich krumm. Lucie nährte uns redlich, zur Not mit einer wöchentlichen Ration Zärtlichkeit.

Bald fanden sich auch Freunde, die sich und mich auf die Probe stellten, den Schulweg kreuzten oder das Gemeinsame an freien Nachmittagen zur Disposition stellten: Fred E., der Tüftler und multikomplex befähigte »Erfinder« der Milchdosenbombe (im alten Bunker im Ortskern, wo wir den Kniff kannten, sich dort Zugang zu verschaffen, fanden wir alte Munition und verreckte Handgranaten, Sprungmesser und Gasmasken, die uns dienlich waren draußen im Watt und auf der Sandbank »Klein Wangerooe«, wo wir »Duinkeerke« spielten nach Regeln, die keiner verstand).

Zum Glück kam uns da früh genug ein reeller Posten Restverstand in die Quere: Wir hörten auf damit und ersannen andere Regeln und Belohnungen, um Tom Sawyers »Schatzsuche« nachspielen zu können.

Edmund H., der Ringer, wurde alsbald zum von uns allen bewunderten Sportsrecken. Trotz seiner kleinen gedrunenen Gestalt (der klassische Pykner), der deutlich erkennbaren Fitness, den prahlerisch auftrumpfenden und lustig zuckelnden Muskeln, Bizeps und Trizeps, war er für uns ein reichlich ominöser Mister Niemand. Wir hatten von seinen sportlichen Erfolgen gehört, mit denen er selber nie protzte, wussten immer früh schon, dass er wieder

eine ansehnliche Medaillenernte eingefahren hatte, aber dennoch blieb er uns irgendwie fremd, löste aber auch keinerlei Neidreaktionen aus.

Schließlich, um ihn auf keinen Fall zu vergessen: Karl-August v. B., von dem schon die Rede war. Er war unser Organisations-Zampano. Er konnte alles besorgen, jeden sinnreichen Kontakt für uns knüpfen und wusste alles immer besser als wir (weil er's immer irgendwie zu deichseln verstand, was dringlich nach einer Lösung gierte).

Sie alle (und später andere auch) ließen so etwas wie ein geheimes Obhutsempfinden in mir keimen. Wozu – Empfindsamkeit potenzierend – bald auch die Mädchen hinzukamen: Immer wieder andere, noch geheimnisvollere, noch sehr viel faszinierendere Eigenschaften und Rühmlichkeiten, die zu den mitunter kaum wahrzunehmenden Tüchtigkeiten hinzu zu zählen waren.

Dann später, ein Jahr war wohl inzwischen vergangen, der Frühjahrssprung kurz vor Ostern vom Ponton des Sielbrückenbauwerks ins bitterkalte Wasser des Tiefs: Die Maade war zu dieser Zeit noch nicht beheizt, wie wir das in einem detailliert ausgearbeiteten Bauplan dargelegt und triumphierend für den kommunalen Ratschlag propagiert hatten. Ein Konzept, das ohne Echo verluderte.

Aber unser Ostertauchen und -plantschen, Ikens Rumpelwerft rechts und Schröders Terrasse links im Blick, wiederholte sich nicht. Später gingen wir längs der Maade, die wir als einen dem Mississippi ebenbürtigen Strom imaginierten, tiefer in die Landschaft hinein, um uns im Knick des Priels weiter öst-

lich zur Jade hin flach ins Gras zu legen und über's Schilf hinweg über das leise strömende Nass blicken zu können; fern, weit fern war dann das andere Ufer – und vom Floß der beiden Mark Twain-Helden war dort nun nichts mehr zu sehen.

Und noch einmal später, mitten im Ort, bei Bäcker Siemens gegenüber, das »Sieltheater«, *unser Kino*, wie wir alsbald frisch diplomierten Cineasten diesen magischen Ort sogleich nannten und für uns einvernahmen. »Kultur«, diese eigentlich für die Menschheit absolut unverzichtbare Zusatzration für ein sinnerfülltes Leben, das anders als durch eine solche Non-plus-ultra-Verköstigung ja gar nicht zu haben ist, gab es ja im löblichen Sielort an der Maade früh schon: Ende des 19. Jahrhunderts, genau 1877, machte erstmals der Theaterverein »Silentium« von sich reden.

Aber nun, Ende der 50er Jahre, fast vier Generationen später, hatten auch hier in Rüstiersiel die Bilder »laufen gelernt«.

Hier sah ich (und war und blieb wochenlang erschüttert) Bernhard Wickis Meisterwerk »Die Brücke«. Und hier konnte ich Woche für Woche im ereignisreich wechselnden Spielplan meinen »Helden« mit staunend offenem Mund kreuz und quer durch die Prärie nachsetzen: Audie Murphy als Gangster oder Sheriff, »mit rauchenden Colts«, klein, flink und kein bisschen konfliktscheu. Randolph Scott in Budd Boettichers »Um Kopf und Kragen«. Oder Gary Cooper in »Zwölf Uhr mittags« und als Captain Christopher Holden in »Die Unbesiegten«, wo es die Begegnung mit Boris Karloff obendrein noch als Zugabe gibt.

Die Schule andererseits, die ich in Rüstiersiel noch für gut ein Jahr besuchte, danach begann unwiderruflich der sprichwörtlich viel zertrampelte »Ernst des Lebens«, erlebte ich dank eines imponierend kompetenten Schulleiters mit einem außergewöhnlichen pädagogischen Talent und Geschick als einen Ort der Erweckung.

Auf dem Gelände der bis Ende der 50er Jahre im Hochschuldorf zur Übergangsnutzung vorgehaltenen Schulbaracke hätte man ihm ein Denkmal errichten sollen: Ich hätte da bis heute regelmäßig Blumen hingetragen.

Zum Lehrkörper dort gehörte bis zuletzt auch die hochbetagte Frau Gasche, zuständig für Deutsch und Handarbeit. Bei ihr bekam ich zeitweilig (wegen was – ich erinnere es nicht verlässlich) nachmittags in ihrer Privatwohnung weit unten in Bant Nachhilfe. Hier, dank der Leidenschaft von »Mutter Gasche«, wie wir sie hänselten, lernte ich einen Glückspilz und Tugendbold besonderer Art kennen, Eichendorffs »Taugenichts«, den »Helden« einer durchaus heiteren Novelle aus der Feder eines vormaligen preußischen Regierungsbeamten und Goethe-Verehrers, in der der Vater, ein Müllersmann, seinem »hinter dem Ofen hockenden Sohn« dringlich anempfiehlt, möglichst bald »in die Welt hinaus« zu gehen – und sein Brot selber zu verdienen.

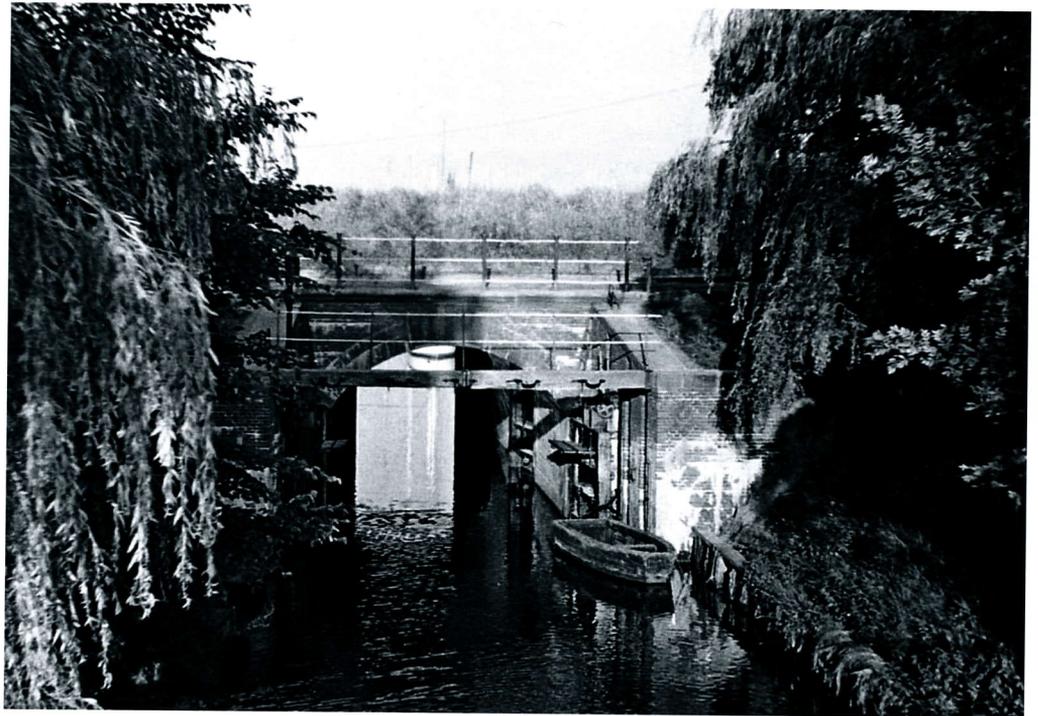
»Nun, wenn ich ein Taugenichts bin«, sagte der Taugenichts zur Antwort auf des Vaters Geheiß: »So ists gut, so will ich in die Welt gehen und mein Glück machen ... Ich ging also in das Haus hinein und holte meine Geige, die ich recht artig spielte – und so schlenderte ich durch das lange Dorf hinaus. Ich hatte recht meine heimliche

Freude, als ich da alle meine alten Bekannten und Kameraden rechts und links, wie gestern und vorgestern und immerdar, zur Arbeit hinausziehen, graben und pflügen sah, während ich in die freie Welt hinausstrich.»

Nahbei, in Rüstertiel, von wo auch ich alsbald, erwachsen geworden, »hinausstrich«, in die »freie Welt«, feiert man nun das 500jährige Bestehen. Und ich bin ganz still zufrieden und beglückt, zu lesen, dass 1991 eine kleine Wohnstraße nah dem Fort nach der Wirtin der »Grünen Laube« benannt wurde: Adele-Tiesler-Weg! – So die heimelig splendide

Adresse. Und so stellt sich nun spät auch helle Freude, Zufriedenheit ein.

Johann Peter Tammen, Jhg. 1944, Schriftsteller und Verfasser zahlreicher Prosatexte, Essays, Gedichte und Hörspiele, Mitglied des Pen-Zentrums, war von 1967–69 tätig in der Redaktion des „STERN“, arbeitete bis 1976 in Verlagen in Wilhelmshaven und Bremerhaven, seit 1976 freier Schriftsteller; Herausgeber der Buchreihe „Edition Horen“; T. erhielt für seine Arbeiten zahlreiche Auszeichnungen, darunter 1996 den Kunstpreis des Landes Niedersachsen für Literatur



Rüstertierer Siel von 1880 (Foto: Archiv Coldewey)

Daten zur Geschichte Rüstersiels



- 1520 Die Maadebucht wird mit einer 8 km langen Deichlinie geschlossen.
Bau des 1. Kniphäuser Sieles unweit der späteren Hofstelle „Kreuzelwerk“
- 1570 Die Allerheiligenflut zerstört das 1. Kniphäuser Siel
- 1571/72 Das 2. Kniphäuser Siel wird im Verlauf der alten Maade 500 m weiter östlich gebaut, im heutigen Rüstertsiel etwa zwischen der „Villa Haake“ und dem Packhaus Schmid.
- um 1590 Bau des Kniphäuser Deiches vom 2. Kniphäuser Siel nach Norden bis zur Hofstelle Hörn
- 1607 Bau des 1. Rüstertsieler Sieles ca. 150 m südlich des Kniphäuser Sieles („Doppelsielort“). Kaufleute, Gastwirte, Kapitäne, Fischer, Seeleute, Zöllner, Handwerker, Hafenarbeiter und Bauern gehören zu den Bewohnern
- Anf. 17. Jhd. Der Neuengrodenendeich wird gebaut
- 1625 Die Fastnachtsflut zerstört das 2. Kniphäuser Siel, reißt westlich davon einen tiefen Kolk (Die „Tasche“). Das Siel wird aufgegeben und durchdämmt. Jever und Kniphäusen gehören nun zum Oldenburger Territorium des Grafen Anton Günther
- 1689 Das 2. Rüstertsieler Siel wird gebaut. Er liegt nur wenige Meter südlich des 1. Rüstertsieler Sieles
- 1717 Die Weihnachtsflut, eine der schwersten Flutkatastrophen, fordert zahlreiche Menschenleben und überschwemmt große Teile der Nordseeküste
- 1806–1810 Kniphäusersiel/Rüstertsieler Siel profitieren vom Schmuggel während der Kontinentalsperre
- 1825 Das Packhaus am Siel (Lagerhaus) wird errichtet
- 1832 Kniphäusersiel hat 40 Feuerstellen und 156 Einwohner, Rüstertsieler Siel 22 Feuerstellen und 117 Einwohner
- 1844 Rüstertsieler Siel wird zum Standort der 1. Preußischen Barsenmeisterei (Betonnung des Jadefahrwassers)
- 1868 Rüstertsieler Siel heißt von nun an amtlich Rüstertsiel
- 1876 Bau des Rüstertsieler Forts im Rahmen eines Festungsplanes für den Kriegshafen Wilhelmshaven
- 1880 Fertigstellung des 3. Rüstertsieler Sieles (Steinbau) ebenfalls Bestandteil des Festungsplans
- 1882 Das erste Dampfschiff legt im Rüstertsieler Hafen an
- 1885 Gründungsjahr des Jugendschützenfestes
- 1906 Eine Sturmflut zerstört das Zoll- und Waagegebäude am Hafen (unmittelbar neben der heutigen „Schönen Aussicht“)
- bis 1910 steht der Hafen von Rüstertsiel im Welthafenregister
- 1911 Gründung des „Nordseebades Rüstertsiel“
- 1922 Einweihung des Rüstertsieler Ehrenmals auf dem Platz vor dem Packhaus am Siel
- 1927 Beginn der Eindeichung des Waagegrodens durch den Bau des „Rüstertsieler Seedeiches“
- 1929 Durchstich des alten Kniphäuser Deiches an der jetzigen Kreuzung Waagestraße/Rüstertsieler Straße.
Das erste Haus in der Siedlung wird gebaut
- 1935 Der Kniphäuser Deich wird abgetragen

- 1.4.1937 Rüstersieler wird nach der Vereinigung der beiden Städte Wilhelmshaven und Rüstringen eingemeindet
- 1.6.1938 Durch eine Gebietsreform gehört auch Kniphausersiel zu Wilhelmshaven
- 1936–1938 Eindeichung des Heppenser Grodens
- 1948–1951 Bau des Maadesiels und des Maadedeiches am Nordufer des Maadetiefs
- 1949 Eröffnung der „Hochschule für Arbeit, Politik und Wirtschaft“ (ab 1956 „Hochschule für Sozialwissenschaften“) im Hochschuldorf Rüstersieler
- 1952 Neubau der Kaje im Hafen
- 1958 Das Binnentief wird verbreitert: Abbruch des Packhauses am Siel und des Ehrenmals
- 1958 „Gemeinschaft Rüstersieler, Himmelreich, Coldewei“ löst sich aus dem Siedlerbund
- 1961 Verbreiterung des Binnentiefs der Maade
- 1961 Das Ehrenmal für die Gefallenen der beiden Weltkriege wird am neuen Standort eingeweiht
- Februar 1962 Orkanflut: Bruch des Maadedeiches am Nordufer der Maade in der Nähe des Maadesiels, Hochwasserschäden in der „Schönen Aussicht“ und auf der Bootswerft Iken.
- 1962 Die Hochschule für Sozialwissenschaften wird auf Anordnung des Kultusministeriums nach Göttingen verlegt. Als „Trostpflaster“ erhält die Stadt Wilhelmshaven die Zusage für den Aufbau einer Ingenieurschule
- 1963 Der neue Rüstersieler Seedeich wird fertiggestellt. Er umschließt den Rüstersieler Groden
- 1963 Pläne für ein Schwimmbad und einen Campingplatz auf dem Waagegroden im Bereich des heutigen Festplatzes werden veröffentlicht
- 1966 Das Institut für Vogelforschung – Vogelwarte Helgoland wird auf dem Gelände des ehemaligen Rüstersieler Forts angesiedelt
- 1967/68 Die geplante Errichtung eines Chemiewerkes (Kronos-Titan) auf dem Rüstersieler Groden trifft auf den Widerstand vieler Rüstersieler Bürger. Aktion „Rettet die Küste“
- 1968 Eine neue Straßenbrücke über die Maade in Rüstersieler wird eingeweiht
- 1969 Ein Bebauungsplan für die sog. Maadetasche sieht den Bau von Hochhäusern vor. Rüstersieler erheben Einspruch
- 1969 Die Grund- und Hauptschule „Achtern Diek“ wird eingeweiht
- 1970 Die unterspülte Südkaje am Hafen unmittelbar hinter dem Siel bricht weg
- 1971 Die Ulmen (Rüstern) im Wäldchen hinter dem Deichschart werden gefällt. Das Siel wird abgebrochen und der angrenzende Deich auf der Südseite des Hafens abgetragen
- 1972 Die Schule „Achtern Diek“ erhält eine Turnhalle
- 1972 Der Schweizer Aluminiumkonzern Alusuisse beginnt mit der Herstellung von Chlor und Natronlauge auf dem Rüstersieler Groden. Geplant ist die Errichtung eines Tonerdewerkes und einer Aluminiumhütte
- 1973 Chlorgasausbruch bei Alusuisse mit z.T. erheblichen Schäden an Bäumen im Sielort
- 1976 Das Kohlekraftwerk der NWK (757 MW) auf dem Rüstersieler Groden wird in Betrieb genommen
- 1977 Die Maadetasche wird mit Einfamilienhäusern bebaut

- 1981 Nach Protesten der Rüstersieler Bürger und der Segelvereine wird im Zuge der Osttangente (Friesendamm) eine Klappbrücke statt einer festen Brücke über die Maade installiert
- 1982 Der „Förderverein Gemeinschaftsplatz Rüstersiel e.V.“ wird gegründet
- 1986 Die Tradition des Jugendschützenfestes wird nach 101 Jahren beendet
- 1987 Rüstersiel gehört zur Kirchengemeinde Altengroden
- 1988 Auf dem Festplatz wird eine BMX-Bahn eingeweiht
- 1991 Der „Förderverein Gemeinschaftsplatz“ baut einen Spielplatz hinter der „Schönen Aussicht“
- 1991 Die Schule Rüstersiel wird Ganztagsgrundschule
- 1991 Das Gelände um den ehemaligen Funkturm östlich des Forts wird mit Einfamilienhäusern bebaut, die Wohnstraße wird nach der Wirtin der „Grünen Laube“ Adele-Tiesler-Weg benannt
- 1993 Nach einer Bauzeit von 3 Jahren wird das neue Maadesiel eingeweiht
- 31.12.1993 Rüstersiel hat 1468 Einwohner in 676 Haushalten
- 1994 Das Marineunterstützungskommandos (Mukdo) wird aus Rüstersiel abgezogen. Der Abbruch der Gebäude des ehemaligen Hochschuldorfes beginnt
- 1995 Jubiläumsfeierlichkeiten aus Anlass des 475jährigen Bestehens des heutigen Rüstersiels
- 1995 Neubaugebiet Kajedeich: Beginn der Bauarbeiten
- 1996 1. Rüstersieler Hafenlauf
- 1999 Einweihung des „Deleparks“
- 1999 Erschließung des Neubaugebietes Kleinhörn. Im ehemaligen Hochschuldorf werden die Baugebiete Schlengenweg, Blaue Balje und Wallgraben erschlossen
- 2002 Der RSC feiert sein 75jähriges Bestehen
- 2003 Das Wassersportzentrum am Hafen wird eingeweiht
- 2005 Der Förderverein Gemeinschaftsplatz verfügt über ein neues Betriebsgebäude
- 2006 Das Neubaugebiet „Alte Gärtnerei“ entsteht
- 2009-2010 Umfassende Sanierung des Rüstersieler Hafens
- 2012 Das Kohlekraftwerk der GDF-Suez (800MW) auf dem Rüstersieler Groden wird in Betrieb genommen
- 2013 Eines der ältesten Gebäude des Sielortes ,der „Alte Friese“, wird abgerissen
- 2017 Der Neubau der WIKI-Kindertagesstätte wird auf dem Gelände einer ehemaligen Schmiede bzw. eines Maschinenbaubetriebes eingeweiht
- 2019 Rüstersiel hat 2042 Einwohner, die in 940 Haushalten wohnen, davon sind 23,8% Haushalte mit Kindern
- 2020 Rüstersiel feiert sein 500jähriges Bestehen

Heike Coldewey

Horst Müller

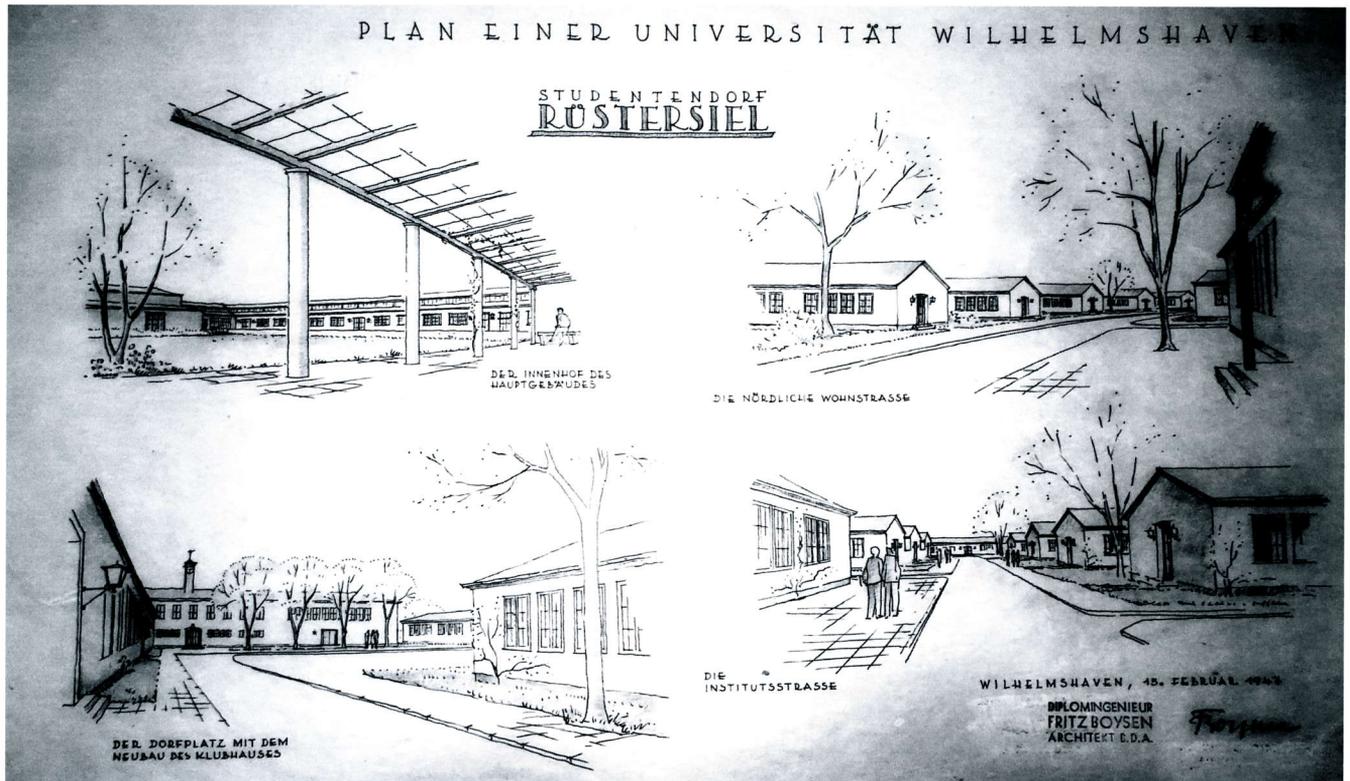
Rüstersiel

hatte mal eine Hochschule ...

... die „Hochschule für Sozialwissenschaften Wilhelmshaven-Rüstersiel“, die unter jedem Aspekt ihrer Existenz bis heute einzigartig geblieben ist. Sie bestand von 1949 bis 1962, gelegen exakt auf dem Areal des Ende der neunziger Jahre errichteten Wohngebietes am nördlichen Rand des Ortes,

in dem Geviert der Straßen Kniphauer Deich, Am Hochschuldorf, Flutstraße und Am Wallgraben.

Zur Entstehungsgeschichte: Wenige Jahre nach dem Krieg fanden in Wilhelmshaven drei Herren recht verschiedener Herkunft in dem Gedanken zusammen, der weithin vom Militärischen gekennzeichneten Geschichte der Stadt durch die Gründung einer dem



Plan einer Universität in Wilhelmshaven (1947) – Studentendorf Rüstersiel (StA WHV)



Bundespräsident Heuss 1954 zu Besuch im Hochschuldorf Rüstertiel, begleitet von Rektor Prof. Walther Bogs und Stadtrat Beutz (Foto: WZ-Bilddienst)

Frieden gewidmeten Hochschule ein unübersehbar ziviles Element hinzuzufügen; es waren der Stadtrat Hans Beutz, der Stadtkommandant der britischen „Besatzungsmacht“, Captain Edward Conder, und der niedersächsische Kultusminister Adolf Grimme. Die Räumlichkeiten waren bereits vorhanden: das Mitte der dreißiger Jahre gebaute Marinedurchgangslager im Ortsteil Rüstertiel mit seinen zahlreichen Gebäuden verschiedener Art und Größe. Die Stadt Wilhelmshaven übernahm die Renovierung der gesamten Liegenschaft, und danach hat sie jährlich erhebliche Mittel für deren Erhalt aufgewendet.

Es war der reine Zufall, dass ich um die Zeit des Abiturs Anfang 1959 das Vorlesungsverzeichnis der mir nicht bekannten Wilhelmshavener Hochschule in die Hand bekam; das Ergebnis: Da wollte ich hin! Und dann ging es rasch, in den letzten Apriltagen traf ich per Bahn in Wilhelmshaven ein. Der Bahnhofsvorplatz und der Zustand der Innenstadt zeugten noch von den schweren Zerstörungen des Krieges. Mit dem O-Bus ging es in halbstündiger Fahrt in den nördlichen Vorort Rüstertiel, das heißt: bis

zur Haltestelle Maadebrücke, von dort zu Fuß zum – wegen der schweren Kofferlast ziemlich entfernten – Hochschuldorf: Ich betrat ein freundliches, parkähnlich grünes Areal, das, wie sich bald zeigte, alles einschloss, was die Hochschule ausmachte: Verstreut oder in Reih und Glied angeordnet zahlreiche Steinhäuser im Barackenstil, die meisten von ihnen die Unterkünfte der Studenten; in den anderen waren Seminarräume, Fachinstitute, Büros und weitere Einrichtungen untergebracht. Höher aufragend im Eingangsbereich des Dorfes das in zwei rechten Winkeln eine weite baum- und strauchbestandene Grünfläche einschließende langgestreckte Zentralgebäude mit den Hörsälen, der Verwaltung, ferner der Bibliothek mit Lesesaal, der Mensa und der Sporthalle. Am Rande, zur Straße Kniphauser Deich



Hochschuldorf Rüstertal (Foto: privat)

gelegen, in mehrstöckiger, spitzgiebeliger Bauweise vier Häuser für Professorenfamilien; die weitaus meisten wohnten aber in den anderen Häusern mit den Studenten zusammen unter einem Dach. Am Ende des Dorfes lag etwas abseits der Sportplatz.

Lehrende und Lernende in Gemeinschaft auf einem überschaubaren Campus – dieses Modell akademischen Zusammenlebens, in den angelsächsischen Ländern, besonders in den Vereinigten Staaten von Amerika seit je gang und gäbe, ist in Rüstertal in der deutschen Hochschulgeschichte einmalig gewesen. Es schuf eine Atmosphäre einer gewissen universitären „Klassenangleichung“, in der man sich nicht scheute, die „professorale Respektperson“, der man auf der Straße oder auf einem der Wege, die das Grün des Dorfes durchzogen, begegnete, auf ein persönliches Problem des Studiums anzusprechen, wie es auch umgekehrt geschehen konnte, dass man nach den Eindrücken des ersten Semesters gefragt oder in ein Gespräch über das kürzlich gehaltene Referat verwickelt wurde. Höhepunkte des Gemeinschaftssinns waren die gegen Ende eines jeden Semesters in der Großen Mensa stattfindenden Dorffeste sowie das im Sommer auf dem Sportplatz ausgetragene Fußballspiel einer Professoren- gegen eine Studentenmannschaft.

Die Studentenschaft war altersmäßig auffallend inhomogen, es befanden sich etliche deutlich „höhere Semester“ darunter. Bei ihnen handelte es sich meist um solche, die in ihrer Ausbildung oder ihrem Beruf durch den Krieg aus der Bahn geworfen, zum Teil sogar spät aus der Kriegsgefangenschaft heim-

gekehrt oder als politische Häftlinge aus DDR-Ge-fängnissen und sowjetischen Straflagern (Workuta!) entlassen worden waren und hier neu anfangen. Speziell für diesen Personenkreis war bereits Anfang der fünfziger Jahre im Hochschuldorf ein sogenanntes Propädeutikum eingerichtet worden, an dem die Reifeprüfung nachgeholt werden konnte. Bald war es auch anderen, „normalen“ Abiturienten geöffnet worden. Sofern sie nicht „aus der Stadt“ oder der Umgebung kamen, wohnten sie ebenfalls im Dorf. Manche von ihnen blieben nach dem Abitur und be-gannen ein Studium an der Hochschule.

Fast gleichzeitig mit deren Gründung hatte sich im hinteren Bereich des Dorfes eine Privatschule für angehende Sport- und Gymnastiklehrer und -lehrerinnen angesiedelt. Deren Schülerschaft war überwiegend weiblich, so dass sich im Verhältnis zu der männlichen Mehrheit bei den Studierenden der Hochschule ein gewisser Ausgleich ergab. Was Wunder, dass hier so manche Ehe ihren Anfang nahm, nebenbei: auch meine eigene.

Die Kontakte der Studierenden untereinander waren bei den äußeren Gegebenheiten des Zusammenlebens und -arbeitens zahlreich und intensiv. Eine Hausgemeinschaft bestand aus bis zu etwa zwanzig Personen verschiedenen Alters und ver-schiedener Semester. Weitere Verbindungen, über das ganze Dorf verteilt, entstanden aus der wech-selnden Zusammensetzung der Teilnehmerschaft der Vorlesungs- und Seminarveranstaltungen. So ergab sich ein außergewöhnlich umfassendes so-ziales Netz, in das sich jeder nach seinen Interes-sen und seiner Bereitschaft einfügen konnte, sei es eine informelle Arbeitsgruppe zu irgendeiner Stu-dienthematik, sei es eine der Hochschulgruppen

der politischen Parteien, hauptsächlich SDS/SHB, RCDS und LSD. Im Amts-jahr des Rektors Peter R. Hofstätter 1958/59 (ein damals bedeutender Psy-chologe, der zugleich an der Universität Hamburg lehrte) machte sich auch eine schlagende Verbind-ung namens „Frisia“ be-merkbar, die aber nur von sechs oder sieben Kommil-tonen vertreten wurde.

Einer von ihnen bewies ein-igen angesichts des Hoch-schuldorfmilieus beachtlichen Mut, indem er einen infolge einschlägiger Verletzungen notwendig ge-wordenen, reinweißen Verband, der sich von der Stirn ähnlich einer Mütze bis zum Hinterkopf zog, wie eine Trophäe trug. Die Provokation wurde nicht angenommen, vielmehr freundlich belächelt.

Ein Ort anregenden Gesprächs und, nicht zuletzt, der Planung von maritimen Ausflügen, etwa zur In-sel Helgoland, war die Evangelische Studentenge-meinde. Hier wurde lebhaft diskutiert, auch über die Frage, ob das Gedankengut jenes – in der Gemeinde nicht aktiven – Kommilitonen mit dem Kopfverband, das bei der geistigen Fundamentierung des Dritten Reiches immerhin eine gewisse Rolle gespielt hatte, zur ideellen Ausstattung auch des „neuen Deutsch-land“, der Bundesrepublik, gehören könne. Und hier war auch die Anlaufstelle für Ratsuchende mit per-sönlichen Problemen. Der evangelische Studenten-pfarrer, Ulrich Hollweg, wohnte mit seiner Familie im



Werbung für das Hochschuldorf Rüstiesel

Dorf, der katholische, zuletzt Pater Viktor Reinhart, in der Stadt.

Der an der Hochschule zu erlangende Abschluss war der des „Diplom-Sozialwirts“. Den Kanon der Prüfungsfächer konnte man sich weitgehend nach persönlichen Interessen (und natürlich bestimmten Regeln) aus den Gebieten Soziologie, Politikwissenschaft, Wirtschaftswissenschaften, Öffentliches Recht, Bürgerliches Recht, Mittlere und Neuere Geschichte, Publizistik und einer Reihe von „Nebenfächern“ selbst wählen. Daneben gab es ein breites nicht „prüfungsrelevantes“ Angebot von Lehrbeauftragten zu wissenschaftlichen Randthemen und solchen der „Allgemeinbildung“, etwa zu Literaturgeschichte und Philosophie bis hin zu Musik und Musikgeschichte; dies letzte Gebiet vertrat zu meinem Nutzen Helmut Majewski, Musiklehrer an einem Wilhelmshavener Gymnasium; und bei Frau Angela Eiselt-Spagnoletti habe ich mein Interesse an der italienischen Sprache pflegen können.

Die kurzen Wege des Campus waren eine unschätzbare Bedingung für die rege Nutzung dieser wunderbaren Angebote, also kann getrost vermutet werden, dass die Rüstersieler Studenten wohl „allgemeinegebildeter“ die Hochschule verlassen haben als ihre Kommilitonen an allen Universitäten der „Massen“ und der großen städtischen Entfernungen.

Dieses in jeder Hinsicht so außerordentliche Hochschuldorf war ein Teil des Dorfes Rüstersiel

– oder war ganz Rüstersiel das Hochschuldorf? Als hierher zurückkehrender „Ehemaliger“ hat man den Eindruck: Hier fehlt etwas! Die Studentenschaft besorgte sich hier die Güter des täglichen Bedarfs, war an Zahl vergleichbar mit den „eigentlichen“, den ständigen Bewohnern, prägte wie jene das Straßensbild und begünstigte die Entwicklung und den Erhalt einer vielfältigen Geschäftswelt.

Nicht zu vergessen das „Kulturelle“. Vis à vis zur Bäckerei Siemens gab es eine Straßengabelung, eine Art Insel, darauf ein Gebäude mit zwei besonderen Einrichtungen, nämlich einem Kino, dem „Siel-Theater“, und der Kneipe „Sielkrug“, beides betrieben von Paul Rüstmann.

Der „Sielkrug“ war abends häufig voller studentischem Leben. Einen vergleichbaren Ort abendlicher Zusammenkunft gab es im Hochschuldorf selbst nicht, die „Kleine Mensa“, in der man auch zu Abend essen konnte, schloss gegen acht Uhr. „Paul“ blieb den Studenten nach dem Ende des Rüstersieler Campus treu, Anfang 1962 begleitete er sie sozusagen nach Göttingen und eröffnete an für sie relativ gut erreichbarer Stelle, das heißt nahe den von ihnen regelmäßig besuchten Instituten, ein neues Lokal. Aber hier lebte und bewegte man sich jetzt „in der Stadt“, nicht mehr in der dörflichen Gemeinschaft mit ihrer typischen Atmosphäre. Deren Charakter war dahin, und ein neues Rüstersiel konnte es nicht geben. Ich weiß nicht, ob und wann Paul Rüstmann nach Wilhelmshaven zurückgekehrt ist, jedenfalls sehe ich in ihm, der den Studenten so verbunden war, eine Art tragische Gestalt.

Das nationalsozialistische System wurde auch von den Universitäten getragen, die widerständigen Professoren wurden entlassen, viele von ihnen emigrierten; nicht alle kehrten zurück, und soweit sie es taten, geschah das meist erst nach Jahren. In jener frühen Nachkriegszeit gaben bei der Wiedereröffnung der westdeutschen Universitäten in hohem Maße also die „alten“ Kräfte den Ton an. Das Experi-

ment Rüstertiel fiel in diesem Zusammenhang aus dem Rahmen, galt deshalb mitunter gar als „linksorientiert“, erregte jedenfalls schon mit seiner Gründung den Argwohn der Traditionalisten, die, organisiert in der „Westdeutschen Rektorenkonferenz“, die neue Hochschule nicht akzeptierten und deren jeweiligen Rektor bis zum Schluss nicht in ihren Kreis aufnahmen. In vorderster Front der Gegner stand



„Im Studentendorf Rüstertiel“

„Im Studentendorf Rüstertiel“ (Postkarte)

die Universität Göttingen (zu der Zeit Landesuniversität, also die einzige in Niedersachsen), neben (hochschul-)politischen Gründen gewiss auch aus Sorge um die eigenen Finanzmittel des nicht eben reichen Bundeslandes.

Die Wilhelmshavener Hochschule hat nie einen Zustand erreicht, den man als konsolidiert hätte bezeichnen können. Ihre Existenz verdankte sie dem glücklichen Zusammentreffen mehrerer Umstände: der Eingebung eines Cambridge-gebildeten und politisch denkenden britischen Offiziers, der treibenden Kraft eines aufgeschlossenen Kulturpolitikers im Ministeramt und eines ebensolchen, kongenialen städtischen Verwaltungsbeamten, dem Vorhandensein eines bestens geeigneten Areals, der Fantasie und dem Wagemut einer vom Kriege geschundenen Stadt und der Bereitschaft verschiedener Institutionen (unter denen besonders die Nordwestdeutsche Universitätsgesellschaft zu nennen ist) zum Experiment in einer nach der Katastrophe sowohl bedrängenden wie auch zu einem unkonventionellen Neubeginn anregenden Situation.

Die Zukunft des Experiments wurde aber schon in dessen ersten Jahren unsicher, und zwar durch eben die Weigerung der Westdeutschen Rektorenkonferenz, sie als Hochschule eigener Art den Universitäten gleichberechtigt an die Seite zu stellen. Dies hatte unter anderem zur Folge, dass „Gründungs“-Professoren geneigt sein konnten, dem Ruf an eine „richtige“ Universität zu folgen, und dass im Laufe der Jahre neuberufene, jüngere Dozenten Rüsterei als ein „Sprungbrett zu Höherem“ nutzten. Beides ist geschehen, und beides ist verständlich, aber es ist dem inneren Zusammenhalt des „Lehrkörpers“ nicht immer zuträglich gewesen. Eine

weitere Folge war, dass der Senat (die Gemeinschaft der Professoren) schon früh Überlegungen anstellte, die Hochschule einer in Niedersachsen bereits bestehenden, etwa der TH Braunschweig, oder einer eventuell neu zu gründenden Universität zu inkorporieren. Die Stadt Wilhelmshaven bemühte sich nach Kräften, die Hochschule zu behalten, unter anderem durch das Angebot der Einrichtung einer Stiftungsprofessur, das heißt die Schaffung eines von ihr finanzierten Lehrstuhls. Der Senat und die Landesregierung zogen dieses Angebot aber schon nicht mehr in Betracht, denn es hatte sich inzwischen eine andere Lösung ergeben: Mit Ablauf des Wintersemesters 1961/62 wechselte die Hochschule nach Göttingen. Der mächtige Gegner und Konkurrent hatte sich, nicht zuletzt auf Drängen der Landesregierung, bereit erklärt, das spezielle, originäre Studienprogramm der Rüsterei anzuerkennen und in die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät aufzunehmen. Nicht alle, aber die allermeisten Kommilitonen zogen mit.

Noch einmal zurück ins Hochschuldorf:

Denjenigen, die schon eine längere Zeit in Rüsterei studierten, und denen, die, wie ich, nach einer Unterbrechung mit Bedacht zurückgekommen waren (das Sommersemester 1961 hatte ich in Münster verbracht), erschien das letzte, das allerletzte Semester, in einem unfreundlichen und seit Dezember stürmischen Winter, den ein mit dem „Norden“ nicht vertrauter Binnenländer trostlos genannt hätte, wie eine Art Götterdämmerung. Dazu passte der Abschluss: Ein großes, unausweichlich melancholisches

(Faschings-)Fest in der Großen Mensa am Abend des 16. Februar 1962, einem Freitag. Es war die Nacht der (Hamburger) Orkanflut, in der viele Menschen ums Leben kamen und in der Innensenator Helmut Schmidt sich so bravourös bewähren sollte.

Die Nachricht von der Katastrophe kam zu den Feiernden erst gegen Mitternacht, und auch da zunächst nur, soweit das Dorf Rüstertal betroffen war. Bei uns im Hochschuldorf war es „trocken“ geblieben. Wie gefährdet auch wir gewesen waren, konnten wir uns am folgenden Morgen bei einem Gang über den Deich vorstellen: Das Wasser muss auch hier, in unserer Nähe, sehr hoch gestanden haben, die Deichkrone war an einigen Stellen mehr oder weniger stark beschädigt, hatte glücklicherweise aber gehalten. Unser Hochschuldorf wäre wohl eine „leichte Beute“ gewesen, wir bekamen nachträglich noch einen Schrecken.

Für das verlassene Hochschuldorf schloss sich der Kreis. Es war einst für die Marine gebaut worden, und die Marine zog nach uns wieder ein. Die neuen Bewohner waren die Soldaten und ziviles Personal des „Marineunterstützungskommandos Wilhelmshaven“. Die dort tätigen Herren sollten wir später von ihrer besten Seite kennenlernen.

Einige Kommilitonen, darunter Dr. Rolf Lienau, Direktor des Arbeitsamtes Wilhelmshaven, hatten sich zusammengetan zur Vorbereitung eines Ehemaligentreffens am historischen Ort allen Geschehens. Es fand statt am zweiten Maiwochenende 1987, fünfundzwanzig Jahre nach der Schließung der Hochschule. Die Ehemaligen kamen in großer

Zahl, angeregt unter anderem von dem Hinweis, dass man das Hochschuldorf, jetzt immerhin militärisches Sperrgebiet, nicht nur besichtigen könne (dafür hatte auch der Wilhelmshavener Herbert Ehrenberg gesorgt, der Anfang der fünfziger Jahre selber dort studiert hatte), sondern sogar noch im Originalzustand vorfinden werde.

Wir haben einige Stunden im „Hochschuldorf“ verbracht, es war strahlendes Frühlingswetter, so dass nur noch überraschender und eindringlicher sichtbar wurde, dass alles so gut wie unverändert war, nur noch schöner, grüner und gepflegter als „damals“. Bäume und Büsche waren höher und mächtiger geworden, so dass unsere niedrigen Häuser dazwischen fast verborgen waren und es noch mehr wie eine Art Parklandschaft aussah als ehemals. Die Marineleitung hatte sich sorgfältig auf unseren Besuch vorbereitet, der Standortkommandeur, Admiral Dr. Hansjacob Kratzmair, begrüßte uns im „Senatssaal“ im ehemaligen Hörsaalgebäude – den gab es tatsächlich noch, unverändert, „wie gestern“, samt seiner Bezeichnung als Inschrift über der Doppeltür. Überhaupt schien es schon auf den ersten Blick allenthalben, als ob beim Einzug der Marine vor fünf- und zwanzig Jahren der Befehl ergangen sei, hinfert möglichst nichts anzurühren, das Grün wachsen zu lassen und zu pflegen und die Häuser in einem guten Zustand zu erhalten – für den Fall, dass die Hochschule eines schönen Tages zurückkehren werde.

In Gruppen, Paaren oder auch allein machten wir uns auf den Dorfspaziergang, vielleicht hundertfünfzig Leute, Absolventen vieler Jahrgänge, auch einige Professoren, darunter Graf Solms und Fritz Vogt (der seine Vorlesung im Sommer gerne auf die Wiese hinter dem Hörsaalgebäude verlegte); einige

waren schon verstorben, etwa Wolfgang Abendroth, Bruno Seidel und Siegfried Wendt; Ernst Rudolf Huber im fernen Freiburg war im fünfundachtzigsten Lebensjahr und hatte Grüße geschickt.

Wir hatten Zugang zu allem, was wir sehen und fotografieren wollten, und es war anrührend zu beobachten, wie bewegt manche Kommilitoninnen und Kommilitonen beim Anblick ihrer damaligen Häuser und Zimmer waren, erst recht, wenn man wusste, dass ihre dort beschlossene Ehe zerbrochen oder der Partner, den man hier kennengelernt hatte, bereits verstorben war.

Epilog

Nach abermals fünfundzwanzig Jahren haben wir uns in Rüsterei erneut versammelt, am vorletzten Wochenende im September 2012. Wir waren ungefähr fünfzig; die älteren Jahrgänge, diejenigen, die vor meinem ersten Semester ihr Studium schon abgeschlossen hatten, waren nur noch in geringer Anzahl vertreten.

Etliche Kommilitonen waren, anders als ich, seit den vergangenen fünfundzwanzig oder gar fünfzig Jahren nicht mehr in Wilhelmshaven gewesen und bekamen auf einer nachmittäglichen Stadtrundfahrt eine neue, nicht wiederzuerkennende (Innen-) Stadt präsentiert.

Das besondere Interesse galt natürlich dem Ortsteil Rüsterei. Unser Versammlungslokal war nicht die „Schöne Aussicht“ am Sielhafen (organisatorische Gründe hatten dem entgegengestanden), sondern das „Kreuzelwerk“, vormals „Koopmann“, nahebei an der Freiligrathstraße gelegen. Rüsterei

hat sich nur wenig vergrößert und liegt immer noch eher separiert von der Stadt, es hat seinen dörflichen Charakter eigentlich bewahrt, doch es ist still geworden. Beim Dorfspaziergang, geleitet von der „eingeborenen“ Ortshistorikerin Doris Wilkens, konnten wir manchen Blick ins Leere, ins Vergessene und ins Neue tun. An der Stelle des „Café Duckdich“ steht seit vielen Jahren ein Hotel, der „Rüsterei Hof“. Bei dem Café handelte es sich um eine uralte reetgedeckte friesische Kneipe, die von der fast ebenso alten, allseits geliebten „Tante Adele“ betrieben wurde. Der volkstümliche Name der Gastwirtschaft – eigentlich hieß sie „Zur Grünen Laube“ – entsprach der geringen Höhe der Räumlichkeiten, Adele war die einzige Person, die aufrecht die Eingangstür passieren konnte. Sie war mit uns Studenten gut vertraut; wenn sie am späten Abend zu Bett gehen wollte, hatte sie nichts dagegen, wenn wir noch blieben, wir sollten dann nur das Geld für die weiteren Getränke (in der Regel das unvergleichliche Jever Pilsener) in die Schüssel auf der Theke legen und die Tür hinter uns zuziehen. Die Dorfgemeinschaft hat Tante Adele auf der Straßenseite gegenüber ein Denkmal gesetzt; vor Jahren ist es ein wenig in den Hintergrund, in den Wald, verschoben worden.

Vom Deich hinter dem Hochschuldorf, dem Jade-deich, sah man zu unserer Zeit über die Jade hinweg in der Ferne das Butjadinger Land und weiter nach links, in nördlicher Richtung, nur Wasser, fast schon das Meer. Jetzt streift der Blick über neugewonnenes Land, an dessen Ende, weit weg beinahe am Horizont, die Riesenkräne des neuen „Jade-Weser-Port“ zu sehen sind. Wo sich einst der vom Hochschuldorf aus in zwanzig Fahrradminuten über Voslapp zu erreichende, im Sommer gut frequentierte

Geniusstrand befand, steht noch immer, als letztes „Original“ auf gestaltlosem Grund, der rot-weiße, jetzt tief „verlandete“ Leuchtturm.

Unser Spaziergang begann und endete an der mächtigen Buche an der Rüstersieler Straße. Die nahe Stichstraße mit den ehemaligen Professorenhäusern trägt den Namen „Am Hochschuldorf“. Uns erschien diese Bezeichnung zunächst deplatziert, weil, im Sinne des Wortes, „gegenstandslos“. Doch dann erfuhren wir, dass die Rüstersieler Dorfgemeinschaft und mit ihr die Stadt Wilhelmshaven sie als eine ehrende und vielleicht auch (an)klagende

Reminiszenz gewählt haben, und das hat uns dann doch gefallen.

Dr. Horst Müller, geb. 1938 in Wuppertal; 1958 bis 1965 Werkstudent in einem Wuppertaler Industriebetrieb, Studium der Sozialwissenschaften (Schwerpunkt Politikwissenschaft) in Münster, Wilhelmshaven und Göttingen; 1966 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Ostkolleg (später Ost-West-Kolleg) der Bundeszentrale für politische Bildung in Köln, 1992 dessen Leiter; 1978 Promotion an der Universität Bonn, anschließend daselbst Lehrbeauftragter für Politikwissenschaft.



Nordseebad Rüstersieler: Gastwirtschaft „Zur grünen Laube“ von Adele Tiesler. Wegen der niedrigen Deckenhöhe wurde das Lokal auch „Café Duckdich“ genannt. Es wurde 1963 abgerissen. An dieser Stelle befindet sich heute der Rüstersieler Hof.

Schatzsuche auf Mellum

Nach einer wahren Begebenheit

Wer als erster ihren Schatz entdeckt hatte, konnte keiner der Segler hinterher mit Bestimmtheit sagen, nicht zuletzt auch deshalb, weil ihr Erinnerungsvermögen durch ihre Entdeckung auf der Insel zumindest partiell beeinträchtigt war.

Doch der Reihe nach: 10 Segelboote des Rüstersieler Segler Clubs waren bei Bilderbuchwetter am Sonntagmorgen aus dem Rüstersieler Hafen ausgelaufen. Ziel der diesjährigen Vereinsfahrt war wieder mal die Insel Mellum, die damals in den 1930er Jahren noch betreten werden durfte. Ein leichte Brise aus Ost, dazu das ablaufende Wasser ließen sie jadeabwärts gut vorankommen. Nach gut 2 Stunden kam Mellum in Sicht. Auf der Südseite der Insel warfen bald die ersten Boote Anker, um sich auf das Trockenfallen vorzubereiten.

Bereits gut eine Stunde vor Niedrigwasser konnte man „trockenen Fußes“ den Strandbereich der Insel betreten und die meisten der Segler machten sich auf den Weg – nicht zuletzt, um nach verwertbarem Strandgut Ausschau zu halten.

In einiger Entfernung entdeckten sie bald etwas, was einige von ihnen zunächst für einen Seehund gehalten hatten. Doch als sie näherkamen, entpuppten sich der

„Seehund“ als ein größeres Holzfass, das auf der Seite lag. Es war ein Fass aus massivem Eichenholz, das von mehreren Fassringen zusammengehalten wurde und das wohl gut 200 l Inhalt hatte. Schon ziemlich verblasst war neben der Aufschrift: „Espana“ der Schriftzug „VINO TINTO“. Offenkundig war es als Decksladung eines Schiffes im Sturm über Bord gegangen und hier auf Mellum angespült worden.

Weil das große Fass durch die Brandung schon zum Teil in den Sand eingespült war, mussten alle mit anpacken, um es aufzurichten. Das Spundloch war mit einem dicken Holzpfropfen verschlossen, der mit einer Art Siegelack zusätzlich abgedichtet war.



Ausfahrt um 1930 (Foto: Archiv Coldewey)

Natürlich lag bei den Seglern die Versuchung nahe, das Fass zu öffnen und den Inhalt näher zu untersuchen. Mit Taschenmesser, Marlspieker und Korkenzieher gelang es, den Korken des Fasses herauszuziehen. Ein kräftiger roter Strahl sprudelte ihnen entgegen und färbte den Sand um das Fass rot:

Tatsächlich: Rotwein!

„Zuhalten“ rief einer der Segler, der als Erster erkannt hatte, dass der Fund am Strand tatsächlich etwas Besonderes war. „Hol schnell meine Pütz von Bord, und ihr anderen guckt nach, was ihr sonst noch für Pötte an Bord habt, den Rotwein nehmen wir mit nach Hause!“

Zwei von ihnen blieben derweil beim Fass und wechselten sich dabei ab, das Spundloch zuzuhalten, denn der beschädigte Korken ließ sich nicht mehr ohne Weiteres in das Spundloch wieder hineindrücken.

Nach einiger Zeit kamen die ersten wieder zurück. Alles, was sie an Gefäßen an Bord ihrer Boote hatten finden können, hatten sie mitgebracht: leere Bierflaschen, Thermoskannen, Kochtöpfe, Becher, Tassen, jeder Skipper hatte seine Pütz dabei, mit der manch einer noch zuvor das Seewasser zum Deck schrubben von außenbords geholt hatte.

Man kann sich gut vorstellen, was nun passierte: Der Rotwein aus dem Fass wurde zunächst in die Bierflaschen abgefüllt, allerdings nicht ohne mehrfach immer wieder von allen probiert worden zu sein. Das Abfüllen war nicht so einfach, denn der Wein

sprudelte immer noch aus dem Spundloch, wenn dieses nicht zugehalten wurde.

Doch beim Probieren waren sich alle einig: An diesen Wein konnten sich auch passionierte Biertrinker gewöhnen. Und je mehr sie davon probierten, desto besser schmeckte er ihnen. Und vor allem, er „duhnte“ ganz ordentlich. Bald stellte sich eine heitere, ja überaus ausgelassene Stimmung ein. Alle Segler hatten es sich zwischenzeitlich im Sand um das Weinfass herum bequem gemacht, ließen sich immer wieder nachschenken und beratschlagten dabei, wie sie ihren Schatz heim nach Rüstertiel bringen könnten.

Mittlerweile war es Nachmittag geworden. Der Strom hatte gekentert, das Wasser lief wieder auf und es wurde Zeit, an Bord zu gehen, um die Heimreise anzutreten.

Das große Fass, in dem nun wohl immer noch gut 100 Liter Wein waren, ließ sich nicht von der Stelle bewegen, deshalb hatten die Segler beschlossen, am nächsten Tag wieder zu kommen – aber dieses Mal ausgerüstet mit vielen leeren Weinflaschen – und manch einer von ihnen träumte davon, wie man den Schatz im Weinfass zu Hause zu Geld machen könnte.

Am nächsten Morgen war den meisten von ihnen nun gar nicht nach Weintrinken zumute. Einige von ihnen hatten einen dicken Kater, anderen, die es gewohnt waren, ihren Durst mit Bier anstatt mit Rotwein zu stillen, war immer noch schwindelig von der ausgiebigen Weinprobe des Vortages.

Trotzdem brach man bald mit 4 Booten erneut zum Reiseziel des Vortages auf. Mit an Bord war dieses Mal auch Fidi Cornelius, der Wirt der „Waage“ in Rüsterei, der von sich behauptete, ein ausgewiesener Weinkenner zu sein. Ihm hatten die Segler noch am Abend zuvor von ihrem Fund am Strand der Insel Mellum vorgeschwärmt und ihn eingeladen, sozusagen „vor Ort“ den Wein zu begutachten.

Mit dem Fernglas konnte man schon vom Fahrwasser aus das Fass erkennen, aufrecht stand es immer noch an der gleichen Stelle. Dieses Mal gut vorbereitet und ausgerüstet mit zahlreichen leeren Flaschen, Trichtern und Schläuchen, die alle in einen mitgebrachten Handwagen verladen wurden, machten sie sich auf den Weg durch den tiefen Sand.

Angekommen beim Weinfass zeigte man dem mitgereisten „Weinexperten“ Fidi stolz den gestrigen Fund. Nun sollte richtig fachmännisch per Gummischlauch die Flaschenabfüllung beginnen. Doch bevor es soweit war sollte auch Fidi von der „außerordentlichen“ Qualität des „Vino tinto“ überzeugt werden. Stilvoll eingesehen überreichte man ihm den ersten Schluck in einem richtigen Weinglas. Alle warteten nun gespannt auf sein Experten-Urteil.

Wie es sich für einen Weinkenner gehört, hielt Fidi das Glas auf Augenhöhe, um zunächst die Farbe des Weines und anschließend das Bouquet zu erfassen. Aber schon die Farbe schien ihn nicht zu überzeugen. Als er dann jedoch am Glas schnupperte, verfinsterte sich sogar sein Gesichtsausdruck. Vorsichtig trank er einen kleinen Schluck, und plötzlich war es mit seiner Beherrschung vorbei: Er verzog

das Gesicht und explodierte förmlich. In hohem Bogen spuckte er das aus, wovon die anderen noch kurz zuvor als „außerordentlich gutem Tropfen“ geschwärmt hatten.

„Wollt Ihr mich vergiften?“ schrie er, „das ist doch kein Rotwein da in dem Fass!“ Die Segler waren sprachlos. Jeder von ihnen konnte bestätigen, welches schmackhafte Vergnügen ihnen am Vortag noch der Inhalt dieses Fasses bereitet hatte, von der berausenden Wirkung einmal abgesehen.

Erschrocken schnupperten nun auch die anderen am Fass-Inhalt. Tatsächlich, der Wein hatte über Nacht nicht nur seine Farbe verändert, er duftete auch nicht mehr nach Johannisbeeren und Kirschen, wie gestern noch einige phantasievoll geschwärmt hatten. Ihr Schatz, von dessen Verkauf an die Rüsterei Gastwirte sie sich so einiges erhofft hatten, dieser Schatz hatte überhaupt keine Ähnlichkeit mehr mit dem Rotwein von gestern, vielmehr roch er eher nach Petroleum und Seetang. Wie konnte das passieren?

„Ihr Döspaddel“, meldete sich Fidi Cornelius nun als erster zu Wort, nachdem er nochmal ordentlich ausgespuckt hatte, „Ihr habt wohl gestern doch zu tief ins Glas geschaut und glatt vergessen, das Spundloch wieder richtig dichtzumachen. Dass man den Wein hier nun nicht mehr trinken kann, ist doch klar: Die Flut in der letzten Nacht hat euer Fass hier am Strand wieder aufgefüllt und Euren Jahrhundertwein ordentlich mit Nordseewasser verdünnt!“

Bernd Coldewey

Rüstersiel aus Sicht eines „Zugezogenen“

Burkhard Poost

Wir wohnten durch die Marine schon „früher“ lange Jahre in Wilhelmshaven. Dann ging's allerdings über Bonn und Köln nach Rostock. Dort wollten wir eigentlich bleiben und bauten dort ein Eigenheim so ganz nach unseren Ideen. Die Landschaft ist herrlich, die Ostsee mit ihren Sandstränden vor der Tür – da hatten wir nach Wilhelmshaven wirklich kein Heimweh.

Dann kamen allerdings 2010 meine Pensionierung und unser erstes Enkelkind in Jever. Da begann die Grübelelei, denn unsere drei Kinder hatten nie die Großeltern vor Ort. Eindeutige Ansage meiner Frau: Die Großeltern gehören dorthin, wo die Enkel sind.

Also wurde unser mit viel Herzblut gebautes Haus verkauft und wir suchten hier in der Region nach Ersatz. Dabei stand Wilhelmshaven wirklich nicht im Fokus. Eher durch Zufall erhielten wir von Bekannten den Tipp, dass in Rüstersiel in der Flutstraße ein Haus absehbar frei würde.

Rüstersiel? Das hatten wir aus unserer Zeit im Europaviertel und im Wiesenhof gar nicht so recht im Visier. Rüstersiel kannte ich aus meiner Marinezeit nur von wenigen Besuchen beim Marineunterstützungskommando – lauter baufällige Baracken ohne jeden Charme.

Wir sind also „mit langen Zähnen“ nach Rüstersiel gefahren und waren von Beginn an positiv überrascht. Okay, außer Bäckerei, Friseur, Kiosk und Beer-

digungsinstitut gab's hier auf den ersten Blick nichts, noch nicht einmal eine Busverbindung – aber es war ein schönes Dörfchen, das sogar einen Hafen hatte. Also fiel die Entscheidung: Wir bleiben hier. Im April 2011 zogen wir hierher.

Was macht man, wenn man in ein Dorf zieht: Man geht in den Dorfverein. Also wurden wir Mitglied in der „Gemeinschaft Rüstersiel“.

Immer mal wieder kamen irgendwelche Leute an die Tür und fragten, ob ich nicht bei allen möglichen Aktivitäten mitmachen wolle. Klar, ich hatte ja Zeit. Nach einigen Einsätzen auf dem Gemeinschaftsplatz erfuhr ich dann, dass sich darum ja ein ganz anderer Verein kümmert, als der, dem ich beigetreten war. Und dann hieß es „Komm doch mal zur Vorstandssitzung, bekommst auch ein Bier“. Okay, „man ist ja nicht so“, also ja, ich komme.

Dann die große Überraschung: Man legte mir nahe, 1. Vorsitzender zu werden – dabei war ich noch nicht einmal Mitglied. Aber es war auch eine große Wertschätzung, dass man mir diese Aufgabe zutraute – mir, einem „Zugezogenen“!

Aber die erfahrenen Mitglieder des bisherigen Vorstands blieben ja auch und wollten mich nach Kräften unterstützen. So wurde ich nach Wahl durch die Mitglieder im März 2014 Vorsitzender des „Förderverein Gemeinschaftsplatz Rüstersiel“.

Darauf können Rüstersieler stolz sein, weil es sonst eher selten ist: Es gibt hier sogar zwei Dorfvereine: einmal die „Gemeinschaft Rüstersiel“ als den klassischen Dorfverein mit Kohlpattie, Maibaum, Erntekor-

ne und Tannenbaum aufstellen, Hafenfest, Frühstück der Mütter, Vatertagstour, 4-Tages-Tour der Frauen, Teeabend zum Advent und dann den „Förderverein Gemeinschaftsplatz Rüsterei“, bei dem es kein eigentliches Vereinsleben gibt, sieht man mal von dem monatlichen Dorftreff ab. Es wird zwar kein Mitgliedsbeitrag erhoben, aber es gibt reichlich Arbeit, um den Rüstereiern ihren Mehrgenerationen-Gemeinschaftsplatz zu erhalten und ihn auszubauen. Und jährlich richtet der Verein das „größte Osterfeuer der Region“ aus, zu dem wohl fast alle Rüstereier und viele andere Wilhelmshavener kommen.

Was begeistert mich an Rüsterei und an diesem Gemeinschaftsplatz? Rüsterei ist zwar ein altes Dorf, aber Rüsterei ist jung geblieben. Hier wohnen besonders viele junge Familien mit Kindern. Auch der alte Teil von Rüsterei wird langsam wieder jünger. Rüsterei ist zwar offiziell ein Stadtteil von Wilhelmshaven, aber irgendwie immer noch ein Dorf. Das liegt auch an den Alten, die diesen dörflichen Charakter weiterhin aufrecht erhalten.

Und dieses alte junge Dorf hat – und so etwas ist wirklich selten – ein ca. 30.000 m² großes Areal, um die Gemeinsamkeit zu fördern, dort auszuspannen, zu feiern oder sich sportlich zu betätigen. Das ist wirklich schon ein Kleinod, das erhalten werden muss.

Und wer erhält es? Zum einen natürlich die über 100 Mitglieder des Vereins, soweit sie dazu gesundheitlich noch in der Lage sind. Egal, welche Aufgabe sich stellt, darauf angesprochen finden sich immer Helfer, die „schon immer“ auf dem Platz dabei waren.

Zum anderen aber auch viele (Neu-)Rüstereier, die manchmal gar nicht im Verein sind, kommen auf Anfrage dazu und sind voll dabei.

Alle zusammen erledigen die Frühjahrs- bzw. Herbstputzaktionen und helfen bei anderen „Arbeiten auf dem Platz“ mit, sie leeren regelmäßig die 12 Abfallbehälter und füllen die Hundekotbeutel-Spender nach, sie helfen bei der jährlichen Sträuchersammlung zum Osterfeuer oder beim Getränke-, Wurst-, Hasen- und Brezel- sowie Bonverkauf oder als Griller für die jeweils 2.000 Bratwürste und sie stehen am Ostersonntag um 8 Uhr wieder auf dem Platz, um aufzuräumen.

Und das macht das Leben hier so lebenswert: Es ist hier in Rüsterei nicht so, dass jeder nur seinen eigenen Nutzen im Auge hat. Das mag es hier auch geben, aber da sind auch ganz vieler Rüstereier, die sich für das Gemeinwohl einsetzen. Auch wenn es oft nur kleine Arbeiten oder einige Stunden sind, so nutzen sie doch uns allen hier in Rüsterei.

Seien wir stolz darauf, in einem so lebenswerten Rüsterei zu wohnen. Und freuen wir uns auf die vielen Veranstaltungen zum 500jährigen Rüstereier Jubiläum.

Was 2020 alles hier geplant ist, können Sie einsehen unter <https://gemeinschaftsplatz-ruestersiel.de/event/jahresuebersicht-2020-500-jahre-ruestersiel/>

Inzwischen haben wir vier Enkelkinder hier in der Region und alle sind gerne und immer wieder auf unserem Gemeinschaftsplatz. Rüsterei war also die richtige Entscheidung. Rüsterei ist lebens- und lebenswert.

Burkhard Poost ist Vorsitzender des Fördervereins Gemeinschaftsplatz Rüsterei e.V.



Impressum:

Herausgeber:

AG der Gemeinschaft Rüstersiel e.V. und des
Fördervereins Gemeinschaftsplatz Rüstersiel e.V.

Redaktion: Bernd Coldewey

Gesamtherstellung:

Brune-Mettcker Druck- u. Verlagsgesellschaft mbH,
Parkstraße 8, 26382 Wilhelmshaven

©2020 | Alle Rechte bei den Autoren

Das vordere Umschlagbild zeigt den Rüstersieler
Hafen im Jahr 1932. Das hintere Umschlagbild mit
Blick auf den Siel wurde 1938 aufgenommen.

Die einzelnen Beiträge und Fotos sind urheber-
rechtlich geschützt. Eine Verwertung ist nur mit
Zustimmung des jeweiligen Autors zulässig.

